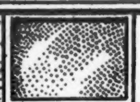
Die
Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

42. Jahrg. Scottdale, Pa., 3. Dezember 1919. No. 49.



Der Mensch denkt — Aber Gott lenkt

Dennoch bleib' ich stets an dir!

Und ob auch Wogen brausen
Und Wetter mich umdroh'n,
Und rauhe Winde sausen
Und Feuerbrände loh'n —
So spricht doch meine Seele:
„Bleibst du nur, Vater, mir —
Dennoch bleib' ich stets an dir!"

Ob grause Schlachten wüten
Und fast die Völker trennt,
Ob Seuchen ringsum brüten
Und jeder Mangel kennt —
So will ich doch nicht zweifeln,
Mag alles sinken schier::
Dennoch bleib' ich stets an dir!

Und ob dein Weg mir dunkel,
Der Horizont verhängt;
Fehlt jedes Sterngefunkel,
Bin ich auch sehr bedrängt —
So tönt es doch im Herzen:
„Herr, meines Lebens Zier,
Dennoch bleib' ich stets an dir!"

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

MENNONITISCHE
Rundschau
Published by the
Mennonite Publication Board
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Published every Wednesday.

Subscription price $1.00 per year in advance.

All correspondence and business matter should be addressed:
C. B. Wiens, Editor.
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

3. Dezember 1919.

Der Schmelzer.

„Noch einmal hinein in die feurige Glut?
O Vater, mir graust vor der brodelnden Flut!
O Meister, Erbarmen! O halte doch ein!
Nicht länger ertrag' ich die schreckliche Pein."

Der göttliche Schmelzer in heiliger Ruh'
Sieht prüfend dem Feuer, dem läuternden, zu.
Ihm zuckt nicht die Wimper, erlahmt nicht die Hand.
Den Blick hält er fest auf den Tiegel gewandt.

Er prüft es, das Silber, er hebt es ans Licht.
Fast scheint es geklärt, daß nichts ihm gebricht;
Doch Schlacken noch sieht er verborgen und klein,
Die trüben den Spiegel, verdunkeln den Schein.

Und wieder und wieder hinein in die Glut,
Ob's brodelt und wallet, nichts stört ihm den Mut,
Bis endlich im Silber, im strahlenden Schein,
Sein Antlitz sich spiegelt, vollkommen und rein.

Dann nimmt aus dem Tiegel das Silber er bald
Und formt es und prägt es und gibt ihm Gestalt.
Ein köstlich Gefäße, zum Dienste geschickt,
So bringt er's dem himmlischen Vater beglückt.

„O Heiland, ist's also, dann schone mich nicht,
Ob manchmal im Leiden der Mut mir gebricht.
O göttlicher Schmelzer, dann läutre mich aus
Und bring' mich vollendet dem Vater nach Haus."

Des Menschensohnes leibliches Aussehen.

Wir haben alle oft die Bilder Jesu betrachtet, besonders in neuer Zeit die von Heinrich Hoffmann u. a. Da fragen wir: Hat Jesus wohl so ausgesehen? Wir haben auch wahrgenommen, daß Maler über das Aussehen des Herrn verschiedene Ansichten hegten. Die einen malen ihn in ganz menschlicher Wirklichkeit, die andern mit einem Glorienschein um das Haupt. Wer hat Recht?

Nach Jes. 53 könnte man annehmen, er sei häßlich gewesen, nach einem Psalm steht er als der schönste der Menschenkinder uns vor Augen. Im Neuen Testament finden wir kaum einen gewissen Anhaltspunkt. War er sehr schön, so müßten wohl die Zuschauer wie bezaubert von ihm gewesen sein. Sie waren das auch hin und wieder, z. B. Luk. 4; aber war es seine Schönheit, die alle unter ihren Zauber bannte, oder war es die hervorbrechende Gottesmacht, die alle unter ihrer Gewalt hielt? In der angeführten Stelle wie auch im Garten Gethsemane (Joh. 19), als sein „Ich bins" die Häscher zu Boden streckte, scheint das letztere der Fall gewesen zu sein.

Fragen wir: Was war das Natürliche bei ihm? Der nie eine Sünde getan, der sündlos vollkommen war, der das Maß voller Selbstbeherrschung in sich trug, der seinen Feinden gegenüber auch in den schwierigsten Lagen nie seine vollkommene Fassung verlor, wie könnte dieser häßlich gewesen sein? Das Aeußere muß doch in etwa der Abdruck des Innern gewesen sein. Und doch wenn sein Aeußeres von überwältigender Schönheit gewesen wäre, so müßte das auf die Umgebung einen unwiderstehlichen Einfluß gehabt haben, wovon wir wenigstens keine zwingende Kunde besitzen.

Zugleich dürfen wir nicht zu weit gehen und ihn als einen über die Erde dahinwandelnden Gott ansehen. Nein, nein, er war wirklicher Mensch. Freilich wohnte die Fülle der Gottheit in ihm und gehörte alles dies zum Vollbegriff seiner Persönlichkeit. Persönlichkeit aber ist einer, der sich selber in der Gewalt hat, der seine Kräfte nicht zersplittern braucht, sie auf ein bestimmtes Ziel hinlenken kann und den hohen Zwecken Gottes dienstbar zu machen weiß. Dies muß beim Herrn in höchstem Maß der Fall gewesen sein. Gewiß fand dies nach außen hin seinen Ausdruck. Und so dürfen wir mit Recht Jesus als im höchsten Maße wohlgestaltet und mit hoheitsvollem Gesichtsausdruck vor uns stellen.

Auch deshalb dürfen wir dies so ansehen, weil Jesus als vollkommener Menschensohn vorbildlich auch in dieser Richtung zu gelten hat. Was in der Menschheit durch die Sünde verloren und mißgestaltet wurde, das hat er ja wiedergebracht und in die volle Gestalt und ins volle Ebenmaß vollkommener Schönheit zurückgeführt. Wir dürfen also den Menschensohn als wohlgestaltet und schön uns vorstellen und dabei von einer solchen Fülle leiblicher Schönheit und Vollkommenheit, wie wir dies nur in und an allen Menschenkindern wünschen können. „Du bist der schönste unter den Menschenkindern, holdselig sind deine Lippen" usw.

Wer möchte nicht die innere Gediegenheit und die äußere Schönheit Jesu besitzen? Welch ein Unterschied zwischen ihm und uns. Ein Maler in Italien wollte einst das schönste Menschenkind in seiner Stadt malen. Er suchte lange, fand endlich einen Knaben von vier Jahren, der ihm als das schönste Menschenkind vorkam auf das er je die Augen geworfen. Nach vielen Jahren kam ihm in den Sinn, das häßlichste Kind auf die Leinwand zu zeichnen. Er fand einen Mann im Bettlergewande, der seinem Zwecke zu genügen schien. Er versprach ihm guten Lohn für Modellstehen in seinem Atelier. Nach geschehener Arbeit fiel es ihm ein, ob er nicht schon früher jemanden mit demselben Namen abgemalt habe. Er suchte und fand, daß dieser häßlichste Mann einst jener herrlichschöne Knabe von vier Jahren gewesen war. Ja, die Sünde verunziert und macht häßlich von innen und außen. Wie möchten wir wieder die Schönheit der Unschuld besitzen!

Als Jesus auf seinem Leidensgange nach der Schädelstätte das Bild des Leidens vorstellte und jene Jungfrau ihm ihr reines Taschentuch reichte, um sich den Schweiß vom heiligen Antlitz zu wischen, da reichte er ihr's zurück mit dankender Miene und mit segnendem Blick. Sie fand darauf sein Bild, so geht die Sage, und war darob höchst erfreut; sie hatte ja nun das Bild des geliebten Herrn und Heilandes. Schöner und herrlicher noch, lieber Leser, wenn du und ich ihn selber, Jesus unsern Meister, in uns abgebildet finden mit allem Liebreiz seiner Tugenden.

Eine Danksagungstaggeschichte.

Ein alter Soldat, namens Wilson, weiß von einer Danksagungsgeschichte zu erzählen, die sich während des blutigen Bürgerkrieges in einem Feldlager im Staate Maryland ereignete. Er und seine Kameraden hatten beabsichtigt, an jenem Tage sich an einer reichen Mahlzeit, bestehend aus dem obligaten Truthahn und Schweinefleisch, zu laben, aber dieser schöne Plan wurde zu Wasser. Wie das kam, ergeht aus nachfolgendem, das wir den Soldaten selbst erzählen lassen.

„Am Mittwoch vor dem Danksagungstag waren die Soldaten unserer Kompanie recht unruhig und unzufrieden, auch mag sie angesichts des kommenden Festtages ein Heimweh beschlichen haben. Das Lager befand sich in unangenehmer Gegend und wir waren viele, viele Meilen von unserer Heimat entfernt.

„In der Nähe des Lagers wohnte Frau Hill, eine ‚Kriegswitwe'. Sie wohnte mit ihren beiden Töchtern in einem einfachen, traulichen Maryland Farmhause. Ihr Gatte und zwei Söhne standen bei der Konföderierten Armee und die farbige Diener-

schaft hatte sich nach andern Gauen umgesehen. Die Frauen lagen in Abwesenheit der Männer mit bewundernswertem Fleiß und mit großer Ausdauer dem landwirtschaftlichen Berufe ob.

„An genanntem Tage erklärte unser Koch in bedeutungsvoller Weise, daß die Truthähne und jungen Ferkel der Frau Hill sich in bestem Zustande befinden, um geröstet und verzehrt zu werden.

„Obschon unser Befehlshaber strenge Befehle gegen das Konfiscieren von Eigentum erlassen hatte, beschlossen ich und ein anderer Kamerad dennoch, einen Truthahn der Frau Hill für unser Danksagungsessen zu stehlen. Es fiel uns nicht schwer, im Dunkel der Nacht den scharfen Augen der Wachtposten zu entgehen und unbemerkt bis ans Hühnerhaus der Hillschen Farm heranzukommen. Da sich unser Regiment immer gut betragen hatte, lag für Frau Hill nicht die geringste Ursache vor, gegen die Yankee-Jungens Verdacht zu schöpfen.

„Als wir der Farm näher kamen, vernahmen wir Gesang. Wir lauschten geraume Weile.

„Ich muß diesen Sänger einmal sehen,' sagte Kamerad Barr.

„Wir schlichen uns ans Fenster heran und sahen zu unserm Erstaunen, wie ein junger Mann unseres Regiments, in blauer Uniform, am Piano saß und spielte. Er stimmte soeben in herrlicher Stimme das Lied an:

'Ein Amt ist mir vertraut.'
Dann kam es von seinen Lippen:
'Dir treulich und genau
Zu geben Rechenschaft.'

„Wir hatten genug gehört und traten schleunigst den Rückweg nach unserm Lager an, während uns noch die letzte Strophe des Sängers erreichte:

'O Heiland, hilf du mir,
Hilf mir, o Geist des Lichts,
Damit ich kann vor Gott besteh'n
Am Tage des Gerichts!'

„Wir wurden von unsern Kameraden tüchtig ausgescholten, als wir mit leeren Händen zurückkamen und zwei ältere Soldaten meldeten sich sofort zur Ausführung des Vorhabens, das man uns erst zugemutet hatte. Aber auch sie kamen leer zurück.

„'Der Witwe Truthahn stehlen!' rief Kamerad Powers aus. 'Wir hatten nicht das Herz dazu. Es wäre uns wohl ein Leichtes gewesen, ihn einzufangen. Wir hörten ein Piano im Haus und hielten an, um der Musik zu lauschen. Wir guckten durchs Fenster. Die Witwe, ihre beiden Töchter und ein junger Soldat stimmten soeben ein geistliches Lied an. Die Witwe war daran, Strümpfe zu stopfen, wie meine alte Mutter in Vermont dies heute Nacht getan haben mag. Und es war einer unserer Jungens in blauer Uniform, der das Piano spielte. Kameraden, der junge Kerl kann singen, aber auch predigen. Er hat uns die beste Predigt gehalten mit seinem Gesang. Wir werden morgen mit unserer magern Feldkost vorlieb nehmen und Gott danken, daß er uns dafür bewahrt hat, Hab und Gut verlassener Frauen zu stehlen.'"

Schönheit — Vollkommenheit.

Was meinen wir, wenn wir sagen: „Das ist schön!"? Meinen wir nicht eigentlich: das ist vollkommen? Eine Blume ist schön wenn die Farben harmonieren, oder wenn sie in reicher Fülle erscheinen, und wenn sich mit Reichtum und Mannigfaltigkeit der Farben Wohlgeruch verbindet; dann werden wir über solche Blume entzückt, weil sie unserer Idee von Vollkommenheit entspricht. Was ist unser Begriff von einer schönen menschlichen Erscheinung? Ist nicht der Grad der Schönheit nach dem Grad der Vollkommenheit zu messen? Unbewußt messen wir in Wirklichkeit nach diesem Maßstabe. „Wenn die Gliedmaßen wohl proportioniert sind, wenn die Züge des Gesichts harmonisch ineinander laufen, wenn das Zeichen der Gesundheit auf der Wange blüht, wenn das Auge, klar und mild, die Seele in die Welt blicken läßt, und über allen diesen Einzelheiten die Grazien der Güte, Demut, Sanftmut und Bescheidenheit aus dem ganzen Wesen strahlen, — dann kommt unbewußt die Ueberzeugung: 'Das ist Schönheit.' In Wirklichkeit aber sehen wir die Schönheit so klar, weil verschiedene Vollkommenheiten beisammen sind. Unbewußt sucht die Natur sich, wie sie meint, mit dem Schönen zu vermählen, aber im Grunde ist es das Vollkommene, das sie erhalten und fortpflanzen will. Das Vollkommene, 'das Schickliche', will fortbestehen, das Nichtschöne, das Unvollkommene soll aufhören. Daher finden wir, daß Verliebte immer glauben, das Geliebte sei schön, wenn es auch auf Täuschung beruht." "

Auch die Braut Christi soll unaussprechlich schön werden. „Die Hochzeit des Lammes ist gekommen, und sein Weib hat sich bereitet. Und es wird ihr gegeben sich anzutun mit reiner und schöner Seide. Die Seide aber ist die Gerechtigkeit der Heiligen." „Und wie sich ein Bräutigam freut über die Braut, so wird sich dein Gott über dich freuen." „Die Braut stehet zu deiner Rechten in eitel köstlichem Golde." Die Kirche Jesu Christi soll sein keusch, d. h. heilig, unbefleckt, von der Welt abgesondert, ihm ganz geweiht, vollkommen — schön. Die Gemeinde Christi soll dahin kommen, daß sie herrlich sei, daß sie nicht habe Flecken, Runzeln, oder des etwas, sondern, daß sie heilig sei und unsträflich. (Eph. 5, 27.)

Eine tüchtige Hausfrau kann uns zu dieser Schriftstelle den besten Kommentar liefern. Erstens wäscht sie die Kleider, dann tut sie dieselben auf die Bleiche (macht sie helle), dann glättet sie dieselben mit dem Bügeleisen. In andern Worten: zuerst holt sie die Flecken heraus, dann die Runzeln und Falten. Einen ähnlichen Prozeß geht Gott mit den Menschen durch. Das Blut Jesu Christi macht rein von Sünden. Auch nimmt er uns auf die Bleiche, denn er spricht: „Ich will rein Wasser über euch gießen, damit ihr rein werdet." Obendrein kommt er dann mit dem heißen Bügeleisen: Hitze der Trübsal, Leiden dieser Zeit, Krankheit, Schmerzen des Körpers und der Seele, Täuschungen und durchkreuzte Rechnungen. „Denn welche er lieb hat, die züchtigt er, er stäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt." Dies alles muß dazu beitragen, die Kinder Gottes von ihren Runzeln zu befreien, zu vervollkommnen, sie zur Reife in der Liebe zu Gott und Menschen zu bringen. So hat auch Gott den Herzog unserer Seligkeit, Jesum Christum, in den Tagen seines Fleisches vollkommen gemacht durch Leiden (Ebr. 2, 10). „Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit, Gerechtigkeit und Wahrheit." Darnach sollen alle Christen streben, „bis daß wir alle hinangekommen zu einerlei Glauben und Erkenntnis des Sohnes Gottes und ein vollkommener Mann werden, der da sei in der Maße des vollkommenen Alters Christi." „Der Gott des Friedens aber, der von den Toten ausgeführet hat den großen Hirten der Schafe, durch das Blut des ewigen Testaments, unsern Herrn Jesum, der mache euch fertig in allem guten Werk, zu tun seinen Willen, und schaffe in euch, was vor ihm gefällig ist, durch Jesum Christum; welchem sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

Alles hienieden ist Stückwerk. Alle Vollkommenheit ist nur relativ. Das Unvollkommene klebt uns an bis in den Tod. Infolge der körperlichen Gebrechen, der Beschränktheit des Geistes und mancher angeborenen Schwachheiten handeln wir oft so ungeschickt, daß nur der allsehende, allwissende Gott unser Richter sein kann, da er allein alle inneren Ursachen kennt und uns nach dem Gesetz der Liebe beurteilen kann. Nach dem Urteil der Menschen gibt es kaum einen Vollkommenen auf dieser Welt, aber Gott kennt viele seiner Kinder, deren Liebe schon auf Erden reif geworden ist. In einem höheren Sinne wird der Gläubige im Himmel vollkommen sein. Mit dem gottseligen Dichter bitten wir:

„Gib, daß dein Geist, der Geist der Liebe,
Mein ganzes Herz recht brennend macht,
Daß ich mich stets im Leben übe,
Dieweil du mich so hoch geacht't
Und mir dies teure Lebenspfand
Zum Trost der Seele zugesandt.

In dieser Liebe laß mich sterben,
So ist auch Sterben mein Gewinn:
Weil ich, mit allen Himmelserben,
In deiner Liebe selig bin;
Da wird die Lieb' in vollem Schein,
Kein Stückwerk, stets vollkommen sein."

Mehr Geduld.

Wir hegen so viele Feinde in unserer eigenen Brust, aber der schlimmsten einer ist die Ungeduld. Wieviel wird nicht durch Ungeduld verdorben, wieviel Unrecht angerichtet! Ungeduld mit andern, Ungeduld mit unsern Kindern, Ungeduld endlich mit uns selbst und den Verhältnissen, unter denen wir leben — kurz Ungeduld an allen Ecken und Enden, Ungeduld, wohin wir sehen. Unnötig machen wir uns und den andern das Leben schwer mit unserer Ungeduld.

Wir Alten sind in diesem Punkt oft nicht besser und klüger als die Kinder, die begehrlich die Händchen ausstrecken und nicht erwarten können, bis ihnen ihr Wunsch erfüllt wird. Wir stellen so viele Ansprüche an das Leben, an die Menschen, die um uns sind, wir hegen tausenderlei Wünsche, wir schmieden Pläne über Pläne, wir bauen Luftschlösser über Luftschlösser, wir wollen dies, und wir wollen jenes, wir unternehmen bald dies und bald jenes — und wenn uns einmal ein Wunsch unerfüllt bleibt, wenn ein Plan scheitert, wenn eine Hoffnung vereitelt wird, wenn uns ein Luftschloß einstürzt, wenn unser Wollen auf Widerstand stößt, wenn uns die eine oder die andere Unternehmung mißlingt—dann werden wir ungeduldig, dann kommt der Mißmut und die Verdrießlichkeit, der Aerger und die üble Laune, dann werden wir uns und andern zur Qual.

„Habe Geduld mit mir!" sagen die bittenden Augen unserer Kinder, wenn sie sich vergeblich mühen und quälen. „Habe Geduld mit mir!" sagen die anderen, die denselben Weg mit uns wandern und doch nicht Schritt mit uns halten können und oft über die Steine auf dem Pfade straucheln. „Habe Geduld mit mir!" — wie so oft überhört unser Ohr diese Bitte von flehenden Lippen; wie so oft schüchtern wir ängstliche Seelen mit unserer Ungeduld ein; wie so oft verbittern wir mit unserer Ungeduld ein bedrücktes Gemüt, wie oft machen wir durch unsere Ungeduld ein verzagtes Herz völlig kleinmütig.

Darum sei uns jeder neue Tag mit seinen tausenderlei Anlässen zur Ungeduld eine Mahnung, Geduld zu üben; denn „Geduld ist bitter, aber ihre Frucht ist süß."

California.

Winton, California, den 11. November 1919. Wie ich schon berichtet habe, nahm mich B. P. Becker zu seinem Heim für Abendbrot, dann gings zu Heinrich Wedels Heim, wo den Abend eine Eheverbindung stattfand. Die Betreffenden waren: Witwer Abraham Schmidt mit Wwe Peter Wedel. Nach der Trauhandlung von Pre. B. P. Becker bedient, lud mich P. B. Jantz zur Nacht, so fuhr ich mit ihm zu seinem Heim. Sonntagmorgen ging ich zur Kirche, und Jantz samt Familie fuhren per Auto nach Heßton, Kansas. Nach dem Gottesdienst erzähte man, daß die Familie Jantz auf dem Weg nach Heßton unglücklicherweise mit einer andern Car zusammengestoßen sei, wobei beide Autos beschädigt waren, daß sie nicht leicht weiter konnten. Von der Kirche fuhr ich mit Geschwister Heinrich Beckers zu ihrem Heim, eine halbe Meile südlich will uns ein Ford vorbeifahren von hinten. Unser junger Treiber gibt mehr Oel und läßt sich nicht vorbeifahren. Während der Ford uns gegenüber auf der linken Seite des Weges rauscht, kommt eine andre Car von links aus den Bäumen von einem Haus und fährt in den Ford mit einem Krach. Keine Person war beschädigt, doch die Autos. Es hieß dort, daß der Fordfahrer seine Lust daran hat, die größern Karen einzuholen und vorbeizufahren; aber diesmal gelang es ihm nicht, und war kostspielig.

Montagmorgen den 13. Oktober, fuhr mich J. J. Köhn bei Galva nach Galva, wo ich 10 Uhr den Zug bestieg und kam 11Uhr vormittags in Durham an, fuhr mit Andreas Becker zu unsern Kindern Isaak Dirksen nördlich von Durham. In dieser Gegend weilte ich nochmals einige Tage und machte Besuche. Sonderlich interessant waren mir die beiden gewesenen Heimatsplätze. Auf dem jetzigen Jakob Schmidt Platz haben wir 27 Jahre gewohnt, kamen dort jung hin auf die leere Steppe wo nirgends ein Haus noch Baum zu sehen war. Wir kauften damals das Land für $6 den Acker.

Auf dem jetzigen Weibel Platz, 3 Meilen nördlich von Durham wohnten wir 3 Jahre, bauten auch dort alles neu auf. In 1913 verkauften wir die Farm für $13000. Kürzlich hatte Weibel $25,500. dafür bezahlt. So ändert sich alles in der Welt. Die paar Tage waren wieder schnell verflossen in dieser historischen, vertrauten, gewesenen Heimat, weilte zumeist bei den Kindern, und verabschiedete mich von ihrer Familie den 18. Oktober. Der Isaak und die Rahel mit ihrem kleinen Gustav fuhren mich per Auto nach Hillsboro wo ich 4 Uhr desselben Tages Abschied nahm und den Zug für den Westen betrat. In Dodge City blieb ich in dem Hotel über Nacht und Sonntag halb zehn Uhr kam ich in Montezuma, Kansas an. Mein Bruder Andreas nahm mich zur Kirche. In dieser Gegend nordwestlich von der Stadt machte ich ein paar Tage Besuche, den 22. von Montezuma über Dodge und Bucklin nach Greensburg, Kansas. Will noch bemerken daß mein Bruder und ich bei Montezuma den kranken Cornelius Unruh besuchten, der schon längst an der Wassersucht leidet. Schon dreiviertel Jahr muß er auf dem Stuhl sitzen, kann nicht liegen. Die Füße und Beine sind ihm dick und rot, sind schon offen und läuft Flüssigkeit heraus. Er jammert und stöhnt wegen den Schmerzen, weiß nicht, wie es auszuhalten bis die Erlösung kommt. Er sagte: Ich hoffe nicht nur, sondern ich weiß, daß ich zur himmlischen Heimat eingehe und euch einst dort alle wiedersehen werde doch wie soll ich diese Schmerzen überkommen!

Von Greensburg holte mich B. H. Schmidt ab, kam bei seinem Heim 9 Uhr abends an. In zwei Tagen war auch in dieser bekannten Gegend der Besuch beendet. Den 25., 9 Uhr morgens, fuhr mich George Dirks nach Greensburg, 45 Meilen, später gings per Bahn über Bucklin nach Dodge City. Blieb hier von Mittag bis spät Abend, weil der Zug nicht eher kam. Kam nach Cimarron 11 Uhr, übernachtete in einem Hotel. Morgens ließ ich mich zu meinem Bruder C. T. Köhn, 5 Meilen nordwestlich, fahren. Dies war Sonntag, wir fuhren, Cornelius und ich, zur Kirche. Das Wetter war kalt. Es waren nur wenige zur Versammlung gekommen. Noch ein paar Tage Besuche machen und dann gehts heim dem lieben California zu. Auch in meines Bruders Hause hat Krankheit schon viel Schmerz und Traurigkeit verursacht, indem die liebe Frau und Mutter schon über ein Jahr an Magenkrebs niederliegt, und wie der Doktor und sie selbst sagen, ist keine Hoffnung auf Genesung; sondern der sichere Tod scheints kommt schnell hergeschritten. Nur wer Erfahrung hat, weiß was Scheidung meint, durch den Tod, wenn gleich die Hoffnung für's bessere Leben in jener Welt da ist. Möge sich der barmherzige Gott aller Kranken und Notleidenden erbarmen und sie trösten, und die Schmerzen lindern. Er allein kann helfen nach Leib und Seele. Lebten wir doch mehr würdig für solche zu beten, denn auf's echte Beten ruht ja eine große Verheißung.

Den 27. nahm ich Abschied, und Jakob J. Wedel fuhr mich nach Cimarron zur Bahn, wo Enoch J. Wedel und ich 9 Uhr abends einstiegen. Wir gingen über La Junta, Col., Albuqueque, N. M. und Barstow, Calif. Zwischen Barstow und Bakersfield war ein Zug im Tunnel verunglückt weil nahe beim Eingang der Tunnel eingefallen war. Wir wurden auf Autos geladen und bei 9 Meilen herum gefahren, dann wieder auf einen andern Zug. Kamen 8 Uhr 45 Minuten abends, den 30. Oktober, in Winton, California, an. Ich fand alles gesund und in Ordnung. Dem Herrn der Dank für seinen Schutz. — Das Wetter ist noch trocken und angenehm, des Nachts bischen Frost, am Tage aber Sonnenschein und warm.

Besten Dank den 100 Familien im Osten wo ich eingekehrt bin, für die freundliche Aufnahme und Bewirtung. Die Reise und alles hat gut gegangen.

T. T. Köhn.

Shafter, Cal., den 15. November. Lieber Br. Wiens! Wünsche Dir Gottes Segen zu Deiner Arbeit.

Wir bekamen diese Woche zwei Briefe von der Malotschna (Altonau), deutsch geschrieben, durch die Zensur gegangen, nichts gestrichen. Schicke Dir eine Kopie zur Veröffentlichung:

„Altonau, den 13. Juli n. St. 1919.

Liebe Geschwister Wittenbergs! (Dieser ist von meinem Bruder). Ich will mal wieder versuchen, an Euch zu schreiben, ob ihr es bekommen werdet? Wir haben von Euch einen Brief erhalten von Nov. 1918 und sehen daraus, wie es Euch geht. Und was denkt Ihr von uns? Ich kann sagen, Gott sei Dank, noch leben wir, wenn auch nicht alle. Es ist hier viel Schreckliches vorgekommen, so daß einem angst und bange wird Von unserem Hause lebt noch alles. Die Kinder sind auch alle zuhause außer Nikolai, der ist schon seit Märzmonat eingezogen. Er dient in der Freiwilligen-Armee mit den Offizieren und Verbündeten, kämpfen sie gegen die Rote Armee. das sind Bolschewiken. Die haben schon viel Schreckliches getan. Voriges Jahr war euer Sohn Nikolai (das ist mein ältester Sohn; diente damals wie wir zogen auf der Forstei drei Jahre und dann 4 Jahre als Sanitär an der Armee) in Altonau im Sowjet Vorsitzer. Der hat seine Sache auch gut gemacht und nach dem Umsturz

vermietete er sich nach Brodzky als Prikaschtschick bei Dücks. Er war eine Zeit lang dort allein und dann fuhr seine Frau mit ihrem Sohn Nikolai, 3 Jahre alt, auch dorthin. Dann kam der Bandenanführer Subkow und den ersten Tag entwaffneten sie die Oekonomie-Leute und sagten den Arbeitern und Dienstleuten würde nichts werden, aber den andern Tag kamen die rohen (oder Roten? E.) und Nikolai (mein Sohn) und sein Schwager Jak. Neufeld fuhren nach dem andern Chutor um den Arbeitern Kartoffeln zu bringen, und als sie auf den Hof kamen, wurden sie bis auf die Unterkleider ausgezogen und dann im Ochsenhock (Einhegung für Ochsen) erschossen. Im Hinterkopf ist Nikolai getroffen. Er hat so eine ganze Woche dort im Ochsenhock gelegen, und dann holte David Regehr und Neufelds Gerhard sie nach Hause, und so haben wir sie in Altonau auf dem Kirchhof begraben. Peter Regehr, Lichtenau (meiner Frau ältester Bruder) ist auch in Terpennije erschossen worden. Den 28. Juli n. St. kamen des Nachts auf unseren Hof 8 Reiter. Es waren Kosacken von der Freiwilligen-Armee. Und des Morgens um 8 Uhr wurde unser Dorf die Front. Denn von Terpinje bis Troizka kamen die Roten mit Sturm auf. Wir gingen in den Keller, machten Fenster und Türen zu, und draußen wurde von allen Seiten geschossen. Nach einer Stunde gingen die Kosaken bis hinter den Wald zurück, und gleich stürmten die Roten auf uns. Ich machte die Hintertür auf, und sechs Mann standen und brüllten. Ich sagte im Keller sind nur Frauen und Kinder, aber der eine Bösewicht schoß zwei Mal in den Keller, und Ennsen ihrer Elisabeth (meiner Schwester Kind, 27 Jahre alt ungefähr) ging die Kugel durch den Leib, war auch in 10 Minuten tot. Ein Roter sprang noch auf mich zu, stellte die Flinte mir auf die Brust und sagte: „Geld her!" Ich gab Ihm meine Brieftasche mit über tausend Rubel drinn. — Dann nach einer halben Stunde trieben die Kosaken die Roten zurück und den ganzen Tag und Nacht bis Sonntag Morgen wurde auf Altonau mit Kanonen geschossen, aber der große Gott, der alles regiert, hat nicht zugelassen, daß die Kanonenkugeln unser Dorf beschädigt haben. Auf der Straße, in Gärten und auf der Steppe sind große Löcher. Vielleicht gibts mal wieder Ordnung im Lande.

Die Ernte ist sehr gut, Sommergetreide so gut als wir beinahe nicht denken können. Nur die Pferde sind so heruntergekommen, daß wir die Ernte nur schwer einbringen können. Mir sind 3 Stück genommen, aber auf Stellen ist nur 1 Pferd auf die Wirtschaft geblieben. Den besten Weizen haben wir schon gemäht.

Nun und wie sieht's bei euch, ist es dort ruhig? Was meint Ihr, lohnt es noch, daß wir auch hinkommen? Hier ist wohl unsers Bleibens nicht. Wenn die Türen auf sind und Amerika uns aufnehmen kann dann werden viele kommen, denn hier wird es zu schwer werden.

Peter Wiens ist auch gefangen und erschossen worden. Wurde vorgestern bei uns begraben. Er stammt von Alexandertal; war ein sehr gebildeter Mann. Sein Vater wurde 'mal auf der Charkow-Reise ermordet — Storemann. Ich habe nur so ein bischen alles gestreift, aber vorgegangen ist hier viel, aber wir müssen bekennen: Unsere Gebete hat der Herr buchstäblich erhört. Der Herr hat auch bisher wunderbar geholfen, wenn auch manches noch nicht offenbar ist. Warum mußte es so werden? Brot haben wir noch immer genug gehabt, aber Futter für die Pferde ist gerade sehr knapp. Br. Jakob ist schon zwei Jahre Lehrer in Altonau und hilft mir sehr in der Wirtschaft. Nun ich schließe und grüße Euch alle und bitte, vergesset unser nicht im Gebet. Euer Br. Klaas Wittenberg."

* * *

Dieser Brief ist von meiner Frau Bruder:

„Altonau, am 10. August n. St. 1919. Liebe Geschwister! Ob Ihr Lieben auch etwas von unseren Schicksalen gehört habt? Will versuchen kurz einiges zu berichten. Vorigen Herbst, wie die Deutschen aus der Ukraine herausgingen, bildeten wir einen Selbstschutz, dessen anfängliche Ausbildung die Reichs-Deutschen noch leiteten. Der hat sich sehr bewährt in manigfachen Kämpfen mit Räuberbanden, hauptsächlich bei Blumental. Aber schließlich mußten wir doch die Waffen strecken vor der Uebermacht. Seit der Zeit haben wir viel durchgemacht. Den 2. März n. St. kam von Brodsky die Nachricht, daß Euer Nikolai, der dort als Verwalter diente, mit noch 5 andern Deutschen erschossen sei. Den 6. März fuhr ich mit Gerhard Neufeld nach Brodsky. Eher ging es nicht wegen der Banden. Den 8. März kamen wir mit 4 Leichen hier an, alles Dienende von den dortigen Oekonomien. Den 10. März feierten wir hier ein dreifaches Begräbnis. Eine Leiche wurde nach Halbstadt geholt. Sehr traurig. — Den 11. März wurde Blumental an die Roten abgegeben und den 12. zogen sie schon bei uns ein. Nun ging eine schlimme Zeit an. Die Selbstschützler durften sich die erste Zeit nicht blicken lassen. Nikolai Regehr war gewählt als Anführer, der ließ sich die erste Zeit auch nicht sehen. Wie die Roten nun das erste Mal nach Altonau kamen, kommt einer nach Nikolai auf den Hof, wo bloß seine Frau Truda und ihre Geschwister Schellenbergs waren. Schellenbergs trieb er gleich heraus, und an Truda wollte er Schändliches verüben, aber der Herr ließ es nicht zu; die Kinder kamen dazwischen und er ritt wieder ab, nachdem er Truda etliche Male mit der Nogajka oder Nagaika, Kosakenpeitsche geschlagen hatte. Die gingen nun alle durch, so daß ich und Liese dort zur Nacht hinmußten. Dann kamen nächsten Tag die Troitzker und nahmen die Gewehre ab, setzten uns auf einen Wachtdienst ein, aus 6 Mann Rote aus ihrer Mitte, die mußten wir füttern und 450 Rubel monatlich auf den Mann zahlen. Ettliche Zeit war's nun verhältnismäßig ruhig, bis am 9. April eine Bande Roter Nikolai und noch 9 Mann arretierten und nach Terpenije brachten. Die wurden dort unter nichtigen Vorwänden festgehalten. Peter Regehr, Lichtenau (meiner Frau ältester Bruder), kam denselben Tag auch noch her, seine Teilnahme zu bezeugen. Andern Tags, den 10. April, kam jedoch ein Roter Gardist aus Troizkaja, der ihm 1918 ein Pferd genommen hatte, und arretierte ihn auch. Ich bekam es zufällig zu hören, daß er hier durchfuhr, und konnte noch ein paar Worte mit ihm sprechen. Dann fuhren sie mit ihm nach Terpenije, wo er meuchlings erschossen wurde. Wie ich den 11. April morgens nach Terpenije kam und mit Nikolai sprach, sagte der mir, daß er im Sandstrauch verscharrt sei. Ich konnte jetzt nicht um die Herausgabe der Leiche wirken, denn das hätte Nikolai vielleicht geschadet. Doch die Lichtenauer kamen und baten, aber es half nichts, die Bande log, er sei nicht erschossen, sondern nach Melitopel gefahren. Das andere Mal sagten sie einfach: „Wir wollen von der Geschichte nichts mehr hören." In der Zeit ließen sie Nikolai und die andern frei; denn das Volk war gegen Blutvergießen. Ich überzeugte mich jedoch persönlich, daß die Leiche wirklich dort sei. Wie ich da des lieben Bruders Hand aus dem Sande herausscharrte, das vergesse ich nie im Leben. Tag für Tag sind nun Leute von uns und Lichtenau in Terpenije im Sowjet gewesen und haben um die Leiche gebeten. Endlich um eine volle Woche, Gründonnerstag den 17. April, bekamen Mama und Peters Frau Maria die Leiche heraus.

So ist der arme liebe Bruder um eine volle Woche nach der Ausfahrt wieder in Lichtenau eingezogen — als Leiche. Die Leichenfeier fand den 19. April im Lichtenauer Bethause statt. Er hatte 3 Schüsse und alle von vorne, einer durch die rechte Schläfe, augenblicklich tödlich, der zweite durch die Brust, der dritte durch den rechten Oberarm und die Brust. Und dann behaupteten die Mörder noch, er habe entlaufen wollen, wie konnte man einen Fliehenden von vorne schießen. Peter Joh. Wiens ist in Melitopel erschossen. Johann Hieberts Isaak in der Krim. Ueberhaupt aus unseren Verwandtschaftskreisen 25 Mann. Doch die Freiwilligen-Armee kam näher. Den 28. Juni waren die Kosaken hier, den 29. haben wir dann in Altonau einem regelrechten Gefecht beigewohnt. Die Roten kamen in mehreren Ketten vom Troitzker Berg herunter durch die Molotschna in Altonau hinein. Die Kosaken zogen sich zurück und da haben die Roten so ziemlich gehaust. Bei uns in der väterlichen Wirtschaft sind 6 Schüsse durch die Fenster gekommen, eine russische Flüchtlingsfrau, die im Backhaus war, wurde an der Brust verwundet, und ich und Mama saßen derweil mit den Russen zusammen in der Küche geduckt, daß die Kugeln nicht treffen sollten. Liese war in der Zeit allein bei uns in der Kleinwirtschaft, wo Franz Hüberts früher wohnten. Da stießen sie mit Flintenkolben an die Tür und verlangten Einlaß. Sie öffnete die Tür, und da haben sie die Aermste fast zu Tode geängstet, an jeder Seite am Kopf ein Schuß vorbei in die Wand. Sie verlangten Geld, das nicht da war. Bei Eurem Schwager Enns wurde dessen Tochter Liese erschossen, auch

noch ein kleines Kind bei Julius Wiens. Nikolai, Truda und Schellenbergs waren alle durchgegangen bis Ohrloff und weiter.

Jetzt haben wir einstweilen Ruhe, beschäftigen uns mit der Ernte. Es ist so sehr schwer, sehr viele Pferde haben die Roten geraubt, die Kosaken nehmen jetzt auch wieder manchmal Pferde, so daß der Pferdebestand ziemlich geschädigt ist; durchschnittlich wird die Hälfte fort sein. Es gibt Dörfer wo Wirte nur 1—2 Pferde haben. Auch hat man uns viel Kontributionsgelder aufgelegt (die Roten), Sachen fortgestohlen, Kleider, Sättel, Zwirn usw., überhaupt alles, was mitnehmenswert war. Einer hat mehr, der andere weniger gelitten. Nikolai haben die Roten die letzte Zeit auch noch sehr gesucht, der mußte sich immer verstecken. Die letzte Woche war er überhaupt fort. Einmal mußte ich auch etliche Stunden mich auf der Steppe verstecken.

Wissen die Deutschen in Amerika auch, was wir hier durchmachen müssen, und was denken sie darüber? Denkt an uns, betet für uns, arbeitet und sorgt für uns, wenn unsers Bleibens hier nicht mehr sein sollte. Könnte von dort nicht eine Mennoniten Delegation kommen, unsere Lage hier zu untersuchen, und uns im Notfalle Hilfe angedeihen zu lassen? Schließt Euch zusammen. Wir hören nichts von Euch. Grüße alle sehr. Könnten wir uns doch alle noch einmal wiedersehen! Mit diesem Wunsche schließe ich, Euer liebender Bruder, David Regehr.

Wir sehen aus diesen Briefen, daß die Dörfer an der Molotschna nicht zerstört, aber daß unsere lieben und teuren Brüder in großer Not sind. Wäre es nicht gut, etwas vorzuarbeiten, wenn eben möglich Hilfe zu senden? Wünsche allen werten Lesern Gottes Segen. Euer geringer

K. Wittenberg.

Wahrheitsfreund und alle Blätter werden gebeten zu kopieren.

Kansas.

Newton, Kansas, den 21. November. Mit großer Gespanntheit erwarten wir R. T. Jantzen und C. A. Schmidten morgen von Cimarron, Kansas. Ruben ist der Bruder und Cornelius seine Frau Ida die Schwester meiner Frau. Wir haben verstanden, sie wollen die Reise mit dem Auto machen.

Montag, den 17. d. Monats hatten wir wieder lieben Besuch zu Mittag. Es waren A. H. Köhnen, Durham, Kansas, und ihr Sohn Noah von Winton, Cal., alle eines Glaubens und Gliederschaft mit uns. Noah gab uns die frohe Botschaft, daß mein verunglückter Vater schon draußen herumgehen kann und will, sobald er gänzlich hergestellt ist, uns hier im Osten besuchen. Diesen Besuch werden wir ohne Zweifel sehr hoch schätzen. Du bist herzlich willkommen! Der Noah ist mit diesem aufgemuntert, einen ergänzenden Reisebericht in der Rundschau zu veröffentlichen.

Wilhelm Busenitz fuhr heute nach seinem Bruder Franz (nahe Whitewater) Schweine schlachten zu helfen. Die Zeit kommt wieder heran wo das Schwein wieder dem Schlachtmesser anheim fällt.

Ob mein Onkel S. J. Köhn, Las Animas, Col., noch immer die Rundschau liest? Wenn so, dann ist er herzlich gebeten, mir 'mal wieder einen Brief zu schreiben. (Die Rundschau wird ihm geschickt. Ed.) Onkel Tobias schreibt in seinem Reisebericht in No. 47 der Rundschau, daß Onkel Samuel schon auf gutem Boden steht und seine diesjährige Einnahme bis auf $4000 berechnet. Ausdauer hat schon einen manchen an's frohe Ziel gebracht. Aber an ein noch viel größeres und froheres Ziel werden wir kommen wenn wir werden auf dem geistlichen Gebiet ausharren.

Das Wetter ist wunderschön, warm und ohne Nachtfröste. Den 9. d. Mts. regnete es 'mal wieder tüchtig.

Man befürchtet, die großen Zeitungen werden die kleinen in die Rumpelkammer drängen, des Papiermangels halber. Die Rundschau aber, glaube ich, ist schon zu einem vollen Stamm herangewachsen und die Wurzeln tief geankert. Die Aeste dehnen sich weit und breit aus, fast nach allen Ecken der Welt. Schon seit 1877 hat sie 52mal jährlich die Leute (oder ihre Leser) in aller Welt besucht. Dies beweist einen zukünftigen und guten Fortbestand und wird meines Erachtens schwerlich zu überrumpeln sein. („An Gottes Segen ist alles gelegen." — Ed.)

Wir sind noch alle gesund, munter und wohlauf. Gott alle Ehre.

Schließlich noch einen Liebesgruß an alle Verwandte und Bekannte so wie auch an alle Leser.

J. B. Köhn.

Meade, Kansas, den 18. November. Wünsche dem Editor und den Lesern Gottes Segen. Gegenwärtig ist schönes Wetter, haben aber schon ziemlich kaltes Wetter gehabt. Den 8. regnete es schön. Auf Stellen ist der gesäte Weizen schon aufgegangen, auf andern Feldern noch nicht. Die Nebo-Gemeinde bestimmte ein Missionsfest zum 16. November, welches bei Br. B. A. Wiens in einem großen Maschinenraum abgehalten wurde, weil zu wenig Raum in der Kirche ist. Der Herr gab über Erwarten schönes Wetter dazu. Die Auswärtigen Diener am Wort waren Aelt. H. Banman, Aelt. Johann Epp, Hillsboro, und Br. Wilh. Schlichting, Minnesota. Kollekten wurden gehoben für Indien und für Deutschland. So verfloß der Tag im Segen. Am Montag nachmittag hielt Aelt. H. Banman (am selben Platz) eine Ansprache über die Tätigkeit der Schwestern. Nach der Ansprache wurde im Missionsverkauf abgehalten von Sachen, die die Schwestern genäht hatten. Abends wurde in der Kirche Andacht gehalten, soll auch noch in den folgenden Tagen dieser Woche Andacht gehalten werden. Gruß an den Editor und Leser.

J. P. Ediger.

(Die Gabe wird gemäß Deiner Anordnung befördert werden. Der Herr lohne allen Gebern. Ed.)

Aus dem Zionsbote.

Wir erhielten eben durch die Freundlichkeit des Bruder J. G. Ewert einen Brief aus Omsk, Sibirien, mit wichtigen Mitteilungen von Br. M. B. Fast. Der Brief ist an Peter und Kath. Löwen gerichtet, geschrieben von Peter Funk, und wir entnehmen ihm folgende kurze Notizen: „Als wir Deinen uns sehr lieben Brief mit „Rundschau" erhielten, war gerade Br. M. B. Fast unser lieber Hausfreund. Wir haben mit ihm glückliche Stunden verlebt. Es interessierte ihn auch sehr, etwas aus der lieben Heimat zu hören. Er ist schön munter und gesund, und freut sich mit uns des Heils in Christo. Du schreibst unter anderm da, daß Br. W. Neufeld auch sobald mit Sachen abreisen wird nach Sibirien, um Br. M. B. Fast überall im Russischen behilflich zu sein; denn Br. Neufeld ist der russischen Sprache noch gut mächtig, was vielleicht Br. Fast schon nicht so gut ist. Diesbezüglich teilte Br. Fast mir mit, daß Br. Neufeld nach Wladiwostock gekommen sei, als er die Sachen schon alle geordnet hatte. Er hat dort recht viel Arbeit gehabt. Fünfzehn Tage brachte er damit zu; aber es ist alles gut ausgefallen — nur daß es nicht so geworden, wie ihm der russische Konsul in San Francisco versprochen hatte: nämlich, daß die Sachen überall ohne Zoll durchgehen würden. Er mußte hier über 25000 Rubel Zoll bezahlen! (Etwa 297.61 Dollar. Ed.) Aber hier in Omsk habe Br. Fast die Sache einem Beamten umständlich mitgeteilt, weil dieser ihn genau befragte, wie und was eigentlich die Sache sei; und als Br. Fast diesem Mann alles so mitteilte, seien ihm die Tränen in die Augen getreten und er habe gesagt: „Um uns schlechte Russen kümmert ihr euch so sehr?" und hat hoch und teuer versprochen, den Zoll zurückzuerstatten. Br. Fast dankte herzlich dafür, sagte aber: „Das Geld bleibt hier unter euren Armen, davon nehmen wir nichts!" und das hat diesen Beamten sehr gewundert und bewegt. Der Herr schenke uns viele solche Männer! Br. Fast bestellt hiermit seine amerikanischen Brüder und Schwestern und alle, die sich an der guten Sache beteiligt haben, herzlich zu grüßen— auch euch besonders. Er meinte, Du, lieber Schwager, würdest den Gruß wissen zu veröffentlichen, wohin er gehört. Die Kisten waren vorige Woche Freitag noch nicht in Omsk; aber Br. Fast und Br. Neufeld wollen diese Woche wieder nachsehen, und wenn sie angekommen sind, dann mit den Sachen per Schiff den Irtitsch hinauf fahren zu der Pawlodar Ansiedlung, um dort die Geschichte weiter zu ordnen. Wenn Br. Fast heimkommt, könnt Ihr von ihm persönlich über unser Befinden mehr fragen. Er wird ja seine Eindrücke von hier bekommen haben und ein unparteiisches Urteil über uns abgeben können. Ueber Süd-Rußland nach Hause zu fahren, wie sie es von zu Hause aus wohl beschlossen hatten und auch sehr gerne möchten, davon wird wohl kaum etwas werden; denn der Parteikrieg wütet noch immer fort, und es ist noch nicht zu wissen, wie bald der beendigt

ist, und wie es dann sein wird. In letzter Zeit waren wir hier auch schon ziemlich bedroht, in denselben hineinzukommen, weil die Fronten sich so sehr hierher zogen; aber jetzt wieder weiter gedrängt werden, wie wir hören. (Seit dieser Brief beschrieben wurde, sind aber die Sowjet-Truppen wieder zurückgekommen und haben Omsk schon eingenommen. — J. G. E.) Wir hatten in letzter Zeit doch schon mitunter recht unruhige Tage — überall so viele Soldaten; und recht oft flogen die Aeroplane über uns zu zweien und zu dreien, was für so einen Landmann wie wir doch recht unangenehm ist. Auch wir hatten schon an zehn Tage auf unserm Chutor 185 „rote" Husaren und ihre Pferde in Quartier. Sie waren aber sehr ordentlich und haben uns keinen Schaden zugefügt durch Grobheiten und dergleichen; nur, daß es etwas unangenehm ist und schwer. Besonders schwer ist es aber des vielen Regens wegen; denn es regnet bei uns in diesem Jahr sehr viel, beinahe zu viel nach unserm Ermessen. Aber Gott weiß alles, und auf ihn vertrauen wir, daß er alles herrlich hinausführen wird. Es hat eine reiche Ernte gegeben in allem; und das Getreide liegt des vielen Regens halber noch so mehr ganz draußen auf dem Felde ungedroschen — wird wohl viel auch über Winter so bleiben, weil es bald Winter sein kann. Aber Gott kann es auch anders machen, kann uns auch noch schönes Wetter schenken, alles zu machen. Die Getreidepreise sind hoch — besonders Hafer und Gerste. Hafer ist bei uns auf der Stelle zu Hause 43 Rubel das Pud. Das ist schrecklich, nicht wahr? Aber es ist nicht so schrecklich, wenn man in Betracht nimmt, was das Geld wert ist. Br. Fast sagte, in letzter Zeit habe man 84 Rubel ausgezahlt für einen Dollar, während es früher zwei Rubel war! Die Menschen sind immer so sehr begierig, viel Geld zu haben. Das kann jetzt beinahe jedermann; denn der gewöhnliche Landarbeiter kriegt jetzt von 30 bis 50 Rubel (Also ungefähr 35—59 Cents) Tagelohn. Aber was hilft ihnen das? Alles andere ist auch so teuer, daß es nichts hilft. Zum Beispiel gute Stiefel sind sieben- bis achthundert Rubel; Gummi-Kaloschen 500 Rubel; ein einfaches gelbes baumwollenes Hemd und Unterhosen, sehr schlecht gemacht, 250 Rubel; und so ist alles. Ich kann mich nicht dazu verstehen, daß alles so teuer ist; aber das macht der Sache nichts; deswegen ändert es nicht! Ein Pferd kann bis 15,000 Rubel sein — nicht was ganz Besonderes; ein deutscher „Obijanerwagen", wie sie genannt werden, oder Droschke, bis 16,000 Rubel und darüber. Kleiderstoffe sind solche, die früher 3 Rubel, jetzt wohl 250 und mehr kosten; und dann noch sind sie nicht zu bekommen. Gottlob, es bleibt nicht ewig so! Du fragst, ob wir lieber Obststeine oder vielleicht auch Pflanzen haben möchten. Sicher würden wir lieber fertige Pflanzen haben; aber ich befürchte, die kommen nicht lebendig her. Du bemühst Dich doch viel, und ich mache Dir sehr viel Mühe; aber ich will es alles bezahlen."

Nun, der Raum gestattet nicht, daß wir mehr von dem Brief bringen. Er war überhaupt für den „Vorwärts" bestimmt, und er wird diese Woche ganz darin erscheinen. Man versehle nicht, denselben ganz zu lesen, denn er ist sehr wichtig und wertvoll.

Briefe aus Sibirien.

Einige Auszüge aus Briefen von unseren lieben Eltern und Geschwistern, die wir vor einiger Zeit erhielten. — F. J. und Maria Wiens, Los Angeles, Calif.

Omsk, Sibirien, 17. August 1919. Liebe Kinder und Großkinder! Friede sei mit Euch und die beste Gesundheit an Leib und Seele, welcher wir uns, Gott sei Dank, auch erfreuen. Eure Briefe kommen regelmäßig, und wir sehen, daß Ihr auch unsere erhaltet. Ich fühle schon sehr die Zeit, von der der Psalmist sagt: „Wenn's hoch kommt, so sind es 80 Jahre", denn mit großer Geduld und Langmut trägt mich der liebe himmlische Vater jetzt schon bald 78 Jahre und mein Alter und die schweren Umstände der Zeit machen mich recht alt und krank fühlen, und ich habe eine Ahnung, daß ich nicht mehr lange hier sein werde.

Die politischen Gewitterwolken steigen immer höher, aber wir stehen in Gottes Hand und wollen uns ihm fügen. Wir sitzen ja bis heute noch ganz ungehindert, aber die Luft ist so dunkel und es scheint, alles flieht vor dem Sturm. Bahnweg hier entlang ist voll von Läufern nach dem Osten.

Euer Papa Wiens war über Sonntag von Pawlodar hier. Er war abgeordnet von den Mennoniten, es hier bei der Regierung auszuwirken, daß die dienenden Mennoniten in Gruppen bis zu 30 Mann in Abteilungen als Sanitäre oder Schreiber und dergleichen dienen könnten und ihnen freier Predigerbesuch gestattet würde, und den abgeordneten Predigern per Bahn und Schiff freie Fahrt gewährt würde. Alles ist genehmigt und bestätigt worden.

Wir fangen diese Woche an zu ernten. Es gibt viel Getreide und noch nie war so viel Gewächs im Garten. Alles ist gut, wenn nur das Blutvergießen ein Ende hätte. Uebrigens sind alle Preise, die wir zahlen müssen, und auch für unsere Produkte bekommen, ganz unerhört. Man weiß nicht, wie es noch werden soll. Der russische Rubel ist ganz wertlos. Ich kaufte noch ein Pud Zuckersand für 600 Rubel, aber jetzt ist er schon 1000 Rubel. Für frische Kartoffeln bekamen wir 100 Rubel fürs Pud (40 Pfund). Für Himbeeren bekamen wir 40—50 Rubel per Pfund, und Kirschen auch so. Für Johannisbeeren 12—15 Rubel per Pfund. Die Aepfel sind Pfingsten alle verfroren.

Vom Süden hört man so weitläufig, daß es sehr dunkel ist, aber sonst keine Nachricht. Hier kommen viele Leute nach Sibirien, so daß in der Stadt schon kein Quartier zu bekommen ist, und hier auf dem Lande ist die Rente für 2 Zimmer 5000 Rubel per.

Nun, in der Hoffnung, uns dort wiederzusehen, wo schon keine Umstände uns trennen und stören können, verbleiben wir in Liebe Eure Eltern und Großeltern,

Heinrich und Agatha Warkentin.

* * *

Unsere Schwester schreibt: Zwei unserer Söhne sind noch immer im Dienst. Johann dient jetzt schon drei Jahre und Aron ein Jahr. Heinrich hat zwei Jahre gedient, wurde aber entlassen, weil sein Papa so leidend ist. Ja, die Zeit ist schwer und allem Anschein nach wird es noch schlimmer kommen. In zwei Wochen soll hier eine große Entscheidung getroffen werden. Wie das Elternherz oft blutet, könnt Ihr Euch vielleicht vorstellen. Es gibt manche schlaflose Nacht, wenn man alles bedenkt. Hoffentlich schenkt uns der Herr noch ein Wiedersehen.

Ein vernünftiger Richter.

Ein alter Friedensrichter hat einmal prächtig verstanden, einen bösen Handel zu schlichten. — In einem harten Winter, zu Anfang der dreißiger Jahre des verflossenen Jahrhunderts, wurde ihm eine Klage von zwei reichen Herren gegen einige arme vergeblich mühen und quälen. „Habe Gestohlen hatten, eingereicht. Die Angeklagten waren sonst unbescholtene Leute und hatten sich nur durch die bittere Not zum Stehlen verleiten lassen. Das wußte der Friedensrichter. Er legte darum ein gutes Wort für sie bei den Herren ein und meinte, sie sollten diesmal Gnade für Recht ergehen lassen. Aber all sein Zureden half nichts, er mußte Termin anberaumen.

Es war an dem bestimmten Tage gerade furchtbar kalt; aber der Friedensrichter ließ das Amtslokal absichtlich nicht heizen. Als die Kläger erschienen, nahm der Richter nicht sie zuerst vor, sondern erledigte eine Menge anderer Geschäfte. Die Kläger liefen zähneklappernd umher und baten, doch bald vorkommen zu dürfen, oder wenigstens um Erwärmung des Lokales. Aber der Richter hörte nicht auf sie. Er selbst hatte sich durch warme Unterkleider und einen dichten Pelz geschützt.

Endlich sagte er: „Meine Herren, ich denke, Sie haben jetzt gemerkt, daß das Frieren weh tut, und doch haben Sie ein warmes Frühstück im Magen und gute Kleider am Leibe. Die armen Tröpfe aber, die ich verurteilen soll, haben ungenügende Nahrung und nur leichte Bekleidung und frieren deshalb um so mehr! — Und jetzt, meine Herren, wollen wir auf Ihre Klagen eintreten!"

„Wir ziehen sie zurück, wir ziehen sie zurück!" riefen beide zugleich. Und die Armen gingen frei aus, unter Tränen dem guten Friedensrichter dankend.

Ja freilich, wenn jedermann sich auch nur innerlich in die Lage des anderen versetzen würde, von dem er sich beleidigt glaubt, er würde oft milder richten.

Wer weiß, wer weiß — der gerechte Richter macht es, wenn nicht hier, so dort, einmal ähnlich wie jener Friedensrichter und redet mit den unversöhnlichen, hartherzigen Seelen auf solche Weise! Es gibt auch trübe Orte, wo man hungert und dürstet und mit den Zähnen klappert, wie es in der Bibel heißt, und es gibt Gefängnisse,

(Fortsetzung auf Seite 10.)

Editorielles.

— Johannes war der Jünger, der „an der Brust Jesu lag."

— Nach seinen Briefen zu urteilen, war Johannes einer von den Jüngern des Herrn, in deren Leben und Wirken die Liebe Christi am meisten ausgeprägt war.

— Petrus ist bekannt als ein Eiferer, der sich von seinen Gefühlen dann und wann hinreißen ließ und dem ein hartes Wort wohl einmal entschlüpfen konnte, doch von dem sanften Jünger Johannes erwarten wir nur Worte der Liebe und des Mitgefühls.

— Es war aber nicht Petrus, der um Vollmacht bat, Feuer vom Himmel fallen zu lassen auf die Samariter, welche seinen Meister nicht aufnahmen, weil derselbe sein Angesicht gerichtet hatte, nach Jerusalem zu gehen, sondern es waren Jakobus und Johannes, die die Bewilligung zur Vollstreckung solch schrecklichen, wahrscheinlich von dem Jüngerkreis einstimmig angenommenen Urteils für sich erbaten.

— War es ein Rachegefühl, das diese Jünger bewog, so hart gegen die Samariter aufzutreten, oder war es, daß sie in der Haltung derselben eine schwere Beleidigung ihres hoch verehrten Meisters, des nachmaligen Königs über das Reich Israel, sahen und beschlossen hatten, durch eine schwere Bestrafung der Schuldigen andere zu warnen? — Die Schrift schweigt darüber, doch aus ihrer Stellung zu ihrem Meister und zu der Aufrichtung des „Reiches Israel", über welche verschiedene Schriftstellen Auskunft geben, können wir schließen, daß nicht gemeines Rachegefühl, sondern ihre Sorge um ihren Meister und das Zustandekommen des ihrem Geiste vorschwebenden Königreiches sie trieb, Gewaltmittel vorzuschlagen.

„Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?" fragte Jesus sie in Antwort auf ihre Bitte. Sie waren für den Augenblick ganz verirrt gewesen und hatten nicht auf die Stimme des Geistes geachtet, dessen Kinder sie waren. Sie sorgten ja um die gute Sache, aber auch das gab kein Recht, Gewalt anzuwenden. Man sagt den Jesuiten nach, daß sie dem Grundsatz huldigen: „Der Zweck heiligt das Mittel", obgleich dieser Satz nicht von ihnen selbst herrührt; aber bei Jesu muß nicht allein der Zweck ein guter sondern auch das Mittel ihn zu erreichen erlaubt und seinem Geist gemäß sein.

— Die natürliche Veranlagung eines Menschen schließt ihn nicht aus von dem Wettlauf um den Preis der Vollkommenheit im christlichen Wandel, noch schützt sie ihn gegen Fehlermachen. Das einzige Mittel zu einem fehlerlosen Wandel ist, nicht aus dem Auge zu verlieren, welches Geistes Kind man ist. Und ob man die Vollkommenheit hier auch nicht erreicht, so kommt man ihr doch immer näher, je mehr man sich übt, die Stimme des Geistes zu verstehen und ihr zu gehorchen. Die Apostel haben dadurch viel gewonnen.

— Von Pastor Wm. Diekmann, Editor des „Freund Israels" und Vorsteher der Brooklyner Juden-Mission schickte uns diese Woche einen „Weihnachtsbrief", von dem Kopien auch an andere, wahrscheinlich auch an Leser der Rundschau geschickt worden sind. Es handelt sich um freiwillige Beiträge für das Werk, dem die Missionare ihre ganze Kraft weihen, aber nicht die Mittel besitzen, die damit verbundenen Geldkosten zu bestreiten. Besonders jetzt, wenn alle Christen dem Weihnachtsfest entgegen sehen und Vorbereitungen treffen, andere zu erfreuen, sollten sie der Judenmission eingedenk sein und dort Freude zu bereiten suchen, wo durch Annahme des Evangeliums zwar die Bedürfnisse des innern Menschen befriedigt werden, die Befriedigung der leiblichen jedoch oft erschwert wird. Man sende Gaben an: Wm. Diekmann, Box 48, Station A, Brooklyn, N. Y.

— In letzter Zeit haben mehrere angefragt wegen einer in Aussicht stehenden Auswanderung einer Anzahl Mennoniten aus den Vereinigten Staaten nach Argentinien. Falls etwas an diesem Gerücht dran ist, möchten die Betreffenden Näheres davon berichten. Viele würden dafür sehr dankbar sein.

— Missionar D. F. Bergthold, Nagarkurnool, via Janumpett, Deccan, India, schreibt am 9. Oktober: Lieber Bruder Wiens! Deinen uns werten Brief vom 24. Juli mit dem beigelegten Draft für $25.00 haben wir richtig erhalten, auch sollten wir schon geantwortet haben, doch hat es so manche Arbeiten gegeben, die es länger verdrängt haben als es der Fall sein sollte. Herzlichen Dank für die Zusendung dieser Gaben, die wir nach Anweisung verwenden werden, und auch für Deine Zeilen der Ermutigung.

Mit sehr erleichtertem Herzen können wir nun wieder berichten, daß der gewünschte Regen seit meinem letzten Schreiben im „Zionsboten" in mächtigen Strömen herniedergegangen ist und sich daher die großen Regierungsteiche unserer Gegend stark zu füllen begonnen haben. Es wird auf vielen Stellen noch wenigstens mittelmäßige Ernten geben, auch wird man wieder die Reisfelder bestellen können, hat es doch Wasser gegeben und mit neuen Hoffnungen schauen nun die armen Heiden und Christen in die Zukunft. Natürlich wird die große Armut nicht auf einmal abgetan sein, denn die Getreidepreise sind hoch und werden es auch noch eine Zeitlang bleiben, doch gibt es wieder Arbeit, womit die Armen sich ihren Lebensunterhalt verdienen können, auch bringen die Bemittelten ihren Vorrat hervor und geben auch manches, doch leihweise, und im Ganzen hat der treue Herr den Menschen wieder neue Hoffnungen geschenkt, auch die Arbeit am Evangelium kann nun wieder, da auch sie um vieles unterbrochen werden mußte, besser getan werden. Dem Herrn sei Dank gebracht für seine Liebe zu den Menschenkindern!— Wir sind wieder leidlich wohl und wünschen auch Euch Gottes Segen in der Familie und Amte. Gott segne die l. Geber! Brüderlich grüßend, D. F. Bergthold.

Aus Mennonitischen Kreisen.

P. P. Epp, Laird, Sask., schreibt am 11. November: „Die Witterung ist hier ungewöhnlich kalt für diese Jahreszeit; fast jeden Tag Schneesturm."

A. J. Klassen, Winkler, Man., schreibt den 13. November: „Der Winter hat hier dieses Jahr frühe angefangen. Seit dem 24. Oktober haben wir Schnee und jetzt schon so viel, daß man sich mit Fahren vorsieht."

Shafter, Cal., den 14. November. Wir sind von Reedley nach Shafter gezogen. Das Wetter ist schön; nachts kühlt es etwas ab. Bitte alle Freunde, sich die Aenderung der Adresse zu merken! Grüßend,

P. H. Enns.

Hillsboro, Kansas„ den 14. Oktober. Werte Freunde! Gesund sind wir so ziemlich, und das wünschen wir auch all unsern Freunden und überhaupt Allen. Schreiben kann ich nicht an jeden, möchte aber ein Lebenszeichen geben. Einen Gruß an alle Leser der Rundschau und an Freunde und Geschwister. Johann Epp.

Burley, Idaho, den 17. November. Werter Editor und Leser der Rundschau. Indem wir umgezogen sind, möchte ich allen zu wissen tun, daß unsere Adressen jetzt, anstatt Minidoka, Burley, Idaho ist. Möchten es sich alle Freunde merken, die an uns zu schreiben gedenken. Wir haben noch immer schönes Wetter. Doch die hohen Gebirge sind schon lange mit Schnee bedeckt. Einen herzlichen Gruß von Frau H. P. Eitzen.

Der Familienkalender für 1920

unterscheidet sich von früheren Jahrgängen durch eine Reihe von Artikeln über religiösen Liberalismus, höhere Kritik, neue Theologie, Sozialismus, kurz über den Modernismus, der die Autorität des Wortes Gottes leugnet. Dieser Gegenstand interessiert ja alle gläubige Christen.

Mehr und mehr macht sich in ernsteren christlichen Kreisen die Ueberzeugung geltend, daß der gläubigen Christenheit durch die sogenannte höhere Kritik oder den religiösen Liberalismus eine Gefahr droht wie nie zuvor in ihrer Geschichte. Die Mächte der Finsternis sind gegen die seligmachende Wahrheit des Evangeliums in einem verzweifelten Kampf begriffen. Wir wissen aus Gottes Wort, daß schließlich Antichrist, der große Repräsentant des Erzfeindes, die Führung übernehmen wird in diesem Kampfe. Dann werden die Feinde des Kreuzes Christi in der Kirche den Deckmantel des christlichen Bekenntnisses abwerfen.

Heute geben sie sich, trotz ihrer Leugnung der christlichen Wahrheit, für Christen aus. Ihrer viele sind Meister in der Kunst, der neuen Theologie einen orthodoxen Anstrich zu geben. Solche theologische Falschmünzerei hat es ihnen vielfach ermöglicht, dem Liberalismus in schriftgläubigen Gemeinden Eingang zu verschaffen. Tausende von Gemeinden sind der neuen Theologie zum Opfer gefallen „da die Leute schliefen" und sich keiner Gefahr versahen.

Daraus ergiebt sich vor allem die Notwendigkeit, Aufklärung zu geben über die Frage, woran die falsche Münze, die unter dem Deckmantel der Theologie kommende Leugnung der Wahrheit, zu erkennen ist, oder in anderen Worten, die Pestilenz, die im Finstern schleicht, an's Licht zu ziehen und davor zu warnen. Zu diesem Ende möchte der vorliegende Kalender in seinem bescheidenen Teil den Gläubigen zu Dienste sein. Der Preis ist so niedrig wie möglich gehalten, um die Verbreitung solcher Literatur zu erleichtern. Die besagten Artikel werden, so Gott will, in künftigen Ausgaben fortgesetzt werden.

Wer die Wichtigkeit der Bloßstellung der neuen Theologie erkennt, ist freundlich gebeten, in der Verbreitung des Kalenders eine helfende Hand zu bieten. Mancher könnte ohne große Mühe ein Dutzend verkaufen oder den Kalender Buchverkäufern anempfehlen. Bestellungen sind zu richten an das Mennonite Publishing House, Scottdale, Pa.

Preise des Kalenders: 1 Ex. 10c., ein Dutzend Ex. 85c., ein hundert Ex. $6.00 bei postfreier Versendung oder Expreß auf unsere Kosten.

Was sind die Vorteile eines Korrespondenz-Bibelkursus? Sollten wir unsere Colleges bewegen, auch solche einzuführen?

Referat, geliefert auf der Pacific-Distrikt Konferenz zu Upland, Cal., von Pre. F. F. Janzen, Paso Robles, Cal. (Eingesandt von J. B. Epp.)

Diese Fragen setzen mit Recht voraus, erstens, daß Bibelstudium gut ist; zweitens, daß es betrieben wird; und drittens, daß es verschiedene Methoden gibt, nach denen, und verschiedene Orte, wo es betrieben wird.

Man kann Bibelstudium in den Colleges oder in den Bibelschulen treiben, oder man kann es auch daheim betreiben und per Post mit den Bibelschulen verkehren.

Letzteres heißt ein Korrespondenz-Bibelkursus. So ein Kursus ist eingerichtet worden für solche Personen, denen es nicht möglich ist, eine Schule zu besuchen, um daselbst die Bibel zu studieren; sei es, daß die Familienverhältnisse, die Berufspflichten, der Gesundheitszustand oder auch die Finanzen es nicht erlauben.

Unser Thema fragt nach den V o r t e i l e n eines Korrespondenz-Bibelkursus, und wir können da die folgenden nennen:

1. Es ist ein Vorteil dieses Kursus, daß diejenigen, die daheim bei ihren Familien bleiben müssen, dadurch in den Stand gesetzt werden, die Bibel daheim systematisch zu studieren. Sie brauchen also solch ein Studium ihrer Verhältnisse wegen nicht entbehren. Sie können sich selbst dahin bringen, den Reichsplan Gottes besser zu erkennen und der Menschheit mehr dienlich zu sein. Sie haben dadurch selbst einen Nutzen und ihre Nächsten auch.

2. Es ist ein Vorteil, daß viele in ihrer Berufsarbeit bleiben können, und doch sich durch das Bibelstudium vervollkommnen. Wäre kein Korrespondenzkursus, dann müßte das Studium von vielen entweder ganz gelassen werden, oder ihre Berufsstelle eine Zeitlang vakant sein, und dadurch würde die Person selbst und andere benachteiligt.

3. Der Korrespondenzkursus ist billiger als das Schulegehen, und ist daher für viele vorteilhaft. Wer nicht nahe bei einer Schule wohnt, und also von daheim aus dieselbe nicht besuchen kann, der hat zu Hause doch billigere Kost, Logis und Kleider, als in einer höheren Schule. Mancher einer kann die Mittel nicht aufbringen, längere Zeit in einem College zu verweilen.

4. Es wird durch den Korrespondenz-Kursus sogar einem Kranken, einer der vielleicht an sein Bett gefesselt, oder durch ansteckende Krankheit von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen ist, ermöglicht, plangemäß und erfolgreich unter kompetenter Anleitung die Bibel zu lernen.

5. Es ist für viele ein Vorteil, wenn sie individuelle Arbeit tun müssen und individuelle Prüfung erhalten, welches durch die Korrespondenzarbeit erfordert wird, d. h. es wird dadurch keine Klassen- und keine Massenarbeit verrichtet. Jeder Korrespondenzschüler muß seine Arbeit selbst verrichten, und wird dieselbe auch allein durchgesehen. In einer Schule dagegen sind die Klassen oft so groß, daß der einzelne leicht übersehen wird, oder mancher sich hinter den andern verstecken kann. Das wird durch die Korrespondenzarbeit gebessert.

Doch es möchte wohl mancher sagen, daß die Arbeit in einer Schule deshalb sehr vorteilhaft ist, daß der Student durch die nahe Berührung mit den Professoren und mit andern Studenten sehr beeinflußt und gefördert wird. Er kommt dadurch mehr in den Geist des Studiums. Das hat natürlich seine Berechtigung; aber dem kann und muß auch erwidert werden, daß der Einfluß nicht immer nur ein guter, sondern oftmals auch ein schadenbringender ist. Und das letztere wird durch die Korrespondenzarbeit auch vermieden.

Aber unser Thema fragt nur nach den Vorteilen, und nicht nach den Nachteilen des Korrespondenz-Bibelkursus. Deshalb brauchen wir die letzteren auch nicht zu behandeln.

Zweitens fragt unser Thema: Sollten wir unsere Colleges bewegen, auch solche, d. h. Korrespondenz-Bibelkurse einzuführen?

Darauf würden wir kurz antworten: Unter gegenwärtigen Verhältnissen n e i n, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Es ist gerade so leicht und billig, mit den schon bestehenden Bibelschulen, die einen Korrespondenz-Kursus geben, zu korrespondieren, wie mit unseren Colleges.

2. Wir kennen wenigstens zwei Bibelschulen, eine hier in Los Angeles und eine in Chicago, in denen die Lehren der Bibel geradeso rein, lauter und bestimmt gelehrt werden, wie in unsern eigenen Colleges.

3. Es würde für unsere Colleges ziemlich kostspielig sein, Extra-Kräfte anzustellen, um einen Korrenspondenz-Bibelkursus zu geben, und es dürfte doch mal recht lange nehmen, ehe so viele Korrespondenzschüler in unseren Kreisen gefunden werden könnten, daß die Extra-Auslagen gedeckt würden.

Nur ein Umstand ist uns gerade jetzt bekannt, der für eine solche Einführung sprechen würde, und zwar der: Die bestehenden Korrespondenz-Bibelschulen geben keinen Bibelunterricht in unsrer deutschen Sprache. Und wer die englische Sprache nicht genug bemeistert, der wäre dadurch benachteiligt. Aber derselben sind in unserm Lande, besonders in der aufwachsenden Generation, doch nur wenige.

Daher sagen wir, zusammenfassend: Der Korrespondenz-Bibelkursus ist vorteilhaft, für viele Familienväter und -mütter, für viele treuen Arbeiter in manchem Berufe, für viele Kranke, für viele Unbemittelte, und für viele, die einzelne Arbeit und Aufsicht bedürfen. — Wir würden aber nicht raten, daß unsere Colleges gegenwärtig solchen Umschwung machen sollten. Wir wünschen aber, daß recht viele möchten von solch einem Korrespondenz-Bibelkursus guten Gebrauch machen.

F. F. J a n z e n.

(Man bewahre sich dieses Referat auf. Es wird noch mehr über diesen Gegenstand gesagt werden in unsern Blättern, und auf dieses Referat hingewiesen werden. Auch Gemeinden und Geschwistern unserer Schwester-Konferenzen möchten dieses zur Aufmunterung in dieser so schönen und segensreichen Sache dienen. Brudergruß, J. B. Epp, Vorst. d. Schul-Kom. d. Westl. Dist.-Konf.)

Gaben-Sendung nach Deutschland und Deutsch-Oesterreich.

Der Vorbereitende Ausschuß für das Nationale Hilfs-Komitee für die Notleidenden in Deutschland und Oesterreich (Central Comittee for the Relief of Distress in Germany and Austria) New York, hat auf seine telegraphischen Anfragen nachfolgendes Radio aus Berlin erhalten:

„Liebesgaben Sendungen mit Lebensmitteln und persönlichen Bedarfs-Gegenständen ohne Gewichtsgrenzen, also auch Frachtgut Sendungen bedürfen keiner Einfuhrbewilligung. Dortige Annahme, daß Liebesgaben bei der Einfuhr Beschränkungen unterworfen sind, ist unzutreffend, nur muß der Charakter als Liebesgaben bei diesen Sendungen laut Erlaß 14117 ersichtlich sein."

gez. Reichskommissär für Aus- und Einfuhr Bewilligung
Dr. Trendelenburg.

Auf die im letzten Rundschreiben angezeigten Verhandlungen mit den Behörden

in Washington haben die Postbehörden in den Vereinigten Staaten angezeigt, daß Postpakete mit Kleidungsstücken wieder angenommen werden.

In einem letzthin vom Deutschen Roten Kreuz, Abteilung Amerikahilfe erhaltenen Radio heißt es:

„Uebersendung von Makkaroni, Käse, Reis, Seife, Zucker, aber vor allem kondensierte Milch dringend erwünscht. Bericht über Milchversorgung der Großstädte vollendet. 43 Städte mit einer Einwohnerzahl von über 100,000 und zusammen 4500000 Kindern unter 14 Jahren haben pro Tag nicht ganz 900,000 Liter Milch. Dieses Quantum wird zum größten Teil unter Säuglingen und den allerkleinsten verteilt, während ein ungeheurer Prozentsatz der Milch gänzlich entbehrt. Zur zweckmäßigen Ernährung der Letzteren ist nach ärztlicher Aufstellung ein Mindest-Quantum von 1,600,000 Liter erforderlich. Ihre und die Gaben Ihrer Freunde daher unschätzbar, da sie vielen unserer Kinder die Hoffnung auf Gesundheit und Tauglichkeit wiedergeben. Wir versichern Sie des tiefsten Dankes der Eltern und Freunde dieser Kinder."

Amerikahilfe Rotkreuz.

Fortsetzung von Seite 7.

aus denen die unbarmherzigen Knechte, welche die Schuld ihrer Mitknechte nicht haben durchstreichen wollen, nicht herauskommen, bis sie ihre eigene Schuld bezahlt haben bis auf den letzten Heller.

Eine sozialistische Verleumdung der Mission.

(„Christl. Botschafter" 28. März 1914.)

Daß es in der deutschen und deutschschweizerischen Presse der Sozialdemokraten an wüsten Ausfällen gegen das Christentum nicht mangelt, haben unsere Leser hin und wieder durch den Botschafter erfahren dürfen. Recht Gemeines dieser Art leistete unlängst der „Basler Vorwärts" in einem Artikel unter dem Titel: „Wie die christliche Kultur verbreitet wird." Der Artikel teilte nach dem „Basler Missionsmagazin" erst aus einer französischen Kolonialzeitung drei Inserate mit, worin sich Auswanderungsagenturen zur Lieferung gesunder junger japanischer Arbeiter empfehlen, und aus einer anderen französischen Zeitung ein Zitat über die Niedermetzelung von Mauren durch spanische Soldaten. Hieran wurden Bemerkungen geknüpft über die Verbreitung christlicher Kultur mit Flinte, Schnaps und Bibel. Im Anschluß an jene Inserate hieß es: „Es gibt auch in der Schweiz Missionsgesellschaften, welche alljährlich Tausende von Franken zur Bekehrung der Heiden zusammenbetteln. Diesen Gesellschaften sind die von den Europäern begangenen Greueltaten, die Verschacherung von lebender Waare durch christliche Händler bekannt, aber unbekannt ist es, daß eine dieser Gesellschaften gegen dieselben protestiert hätte."

Pfarrer G. Benz in Basel schrieb hierauf eine Erwiderung, die gemäß den dortigen Preßgesetzen im „Basler Vorwärts" Aufnahme fand. Darin leuchtet er dem unwissenden Redakteur des Sozialistenblattes in einer Weise heim, daß diesem die Augen mögen aufgegangen sein. Wir geben hier einen Abschnitt daraus wieder:

„Die Notiz über das Gefecht der Spanier gegen die Mauren wird als Illustration der „mit Flinte, Schnaps und Bibel" besorgten Tätigkeit der christlichen Kulturträger mitgeteilt. Es bedarf keiner Spezialstudien in der spanischen Geschichte, um zu wissen, daß die Spanier weder früher noch heute je zu ihrer Kulturverbreitung sich der Bibel bedient haben, aus dem einfachen Grunde, weil die Bibel ihnen selber so unbekannt war und ist wie den Mauren. Die übrigen vom „Vorwärts" erwähnten Fälle betreffen die französische Kolonialpolitik. Es ist aber eine Verkehrung der Tatsachen, wie sie krasser nicht denkbar ist, wenn man für die Sünden der französischen Kulturträger in den Kolonien die evangelische Mission mitbelasten will, welche gerade von dieser Seite fast überall zu leiden hatte, ja, welche von diesen Leuten — ich erinnern nur an die Wirksamkeit des früheren französischen Statthalters auf Madagaskar, Augagneur — förmlich bekämpft und unterdrückt wurde. Ueberhaupt wird niemand, der etwas von der Mission weiß, der auch nur einen einzigen Jahresbericht der Basler Mission gelesen hat, die Vertreter der Politik und des Handels und die Mission als Träger der „christlichen" Kultur zusammenstellen. Alle Missionsblätter sind voll von Klagen über die Ausschreitungen und Laster weißer Männer draußen auf den Missionsgebieten. Diese Weißen sind zum großen Teil erbitterte Gegner der Mission, ja oft ihre skrupelloseste Feinde, welche ihr draußen jede Schwierigkeit in den Weg legen und sie in der Heimat verleumden. Warum das wohl? Weil die Mission mit ihnen unter einer Decke steckt? Weil sie ihrer Kulturträgerei noch den Segen spendet und zu Flinte und Schnaps noch die Bibel fügt? Der Mission solche Dinge nachsagen kann bloß, wer von ihr so gedankenlos und unwissend urteilt, wie bei uns in der Heimat von weiten Kreisen noch über die Gewerkschaftsbewegung oder über andere Fragen der Arbeiterschaft geurteilt wird."

Soweit Pfarrer Benz, den unsere Leser aus einigen seiner neulichen Kernartikel im Botschafter kennen gelernt haben. Und trotz alledem wird die ungläubige Presse fortfahren, ihre Lügen über die christliche Mission zu verbreiten.

Hilfswerk-Notizen.

Aus dem „Gospel Herald".

„Frankreich. Noch immer kehren Dorfleute in Scharen nach Les Islettes zurück. Jede Fabrikarbeiter-Familie bekommt ein Haus mit zwei oder drei Zimmern mietefrei — und die Benutzung des Gartens, welcher dem Vorsteher gehört, welcher Eigentümer der Fabrik ist. Die ärmsten Familien erhalten ohne Unterschied eine tägliche Zulage von drei Franken zu ihrem regelmäßigen Lohn. Sechs Personen sind mit der Anfertigung von Matratzen beschäftigt, zwei arbeiten an Federwaren, achtundzwanzig machen einfache Näharbeit und sieben Frauen haben eben erst angefangen, Bürsten zu binden."

* * *

Hundertachtundvierzig Familien sind zurückgekehrt zu den sieben Dörfern, welche zu dem Varenne-Distrikt gehören. Die Meisten von ihnen haben die Gaben, bestehend in Lein- und Handtüchern, erhalten. Alle Damen des Cantons wurden zum Vesper eingeladen und mit je einem Paket Kleider beschenkt — davon war manches von der Präfektur geschenkt. Die Kinder wurden ein ander Mal eingeladen, bei welcher Gelegenheit sie durch Spiele unterhalten wurden.

* * *

Im August war die Maison de l' Etoile in Clermont-en-Argonne mehr gefüllt denn je, besonders in der Fete de l' Assumption, als billige Feiertags-Fahrkarten es vielen möglich machten, nach den Gräbern der Soldaten in den Schlachtfeld-Begräbnisplätzen zu fahren. Eines Abends als die zwanzig Betten in der Männerabteilung bereits alle beschlagnahmt waren, kamen noch sieben Gäste mit dem Abendzuge an. Für diese wurden Matratzen auf den Fußboden gelegt, auf denen sie schlafen konnten. Die Einwohnerschaft des Dorfes nimmt fast täglich zu. Einigen von diesen haben wir Unterstützung in Bettzeug und andern Dingen gewährt, was sie nach und nach abzahlen werden.

* * *

Von Armenien. Gestern brachte die Post einen Brief von Br .Lasch. Er wird Direktor der Industrial-Arbeit in Jerusalem. In einem Brief von Br. Orie Miller erhielt ich die Bekanntmachung von der am 12. und 13. Okt. bei dem galiläischen Meer statt zu findenden Konferenz der Mennoniten. Ich ging zu Mr. Wingates Office und sprach mit ihm über meinen beabsichtigten Besuch der Konferenz. Er sagte, ich würde ungefähr drei Wochen und fünfzig Lire dazu brauchen. Ich sahe, woran ich war in diesem Lande ohne Geld sozusagen. Er entmutigte mich also, und da ich so sehr gern gegangen wäre, war es für mich eine große Enttäuschung. Ich dachte den ganzen Tag darüber beim Bestäuben der Weinstöcke in den Weingärten mit Schwefel und Asche. Dennoch, der Anblick der hungrigen armenischen Knaben hier herum, die mich um Aufnahme in die Schule baten, gab mir das Gefühl, daß ich kein Geld für mich beanspruchen sollte.

* * *

Von Indien. Brief eines Missionars. „Wir haben dies Jahr sehr viel Regen gehabt, jetzt schon 58 Zoll — mehr als der Jahresdurchschnitt dieses Teiles von Indien. In dieser Regenzeit haben wir kaum einmal einige sonnenhelle Tage. Die Felder sehen jetzt sehr gut aus, aber wir fürchten, daß der Regen wieder ausbleiben wird

wie letztes Jahr. Dann wird die Ernte verloren sein und vollständige Hungersnot eintreten.

Die Hungersnot in diesem Teile des Landes ist lange nicht so schwer als in einigen andern Gegenden, doch kommen jeden Tag Hungrige in unsern „Compound". Oft wissen wir nicht, was wir mit ihnen anfangen sollen. Viele senden wir einfach weg, weil sie nicht so arm sind, als sie vorgeben. Wir haben es uns zum Vorsatz gemacht, nur solche hier zu behalten, die wirklich Not leiden.

Letzten Sonntag waren Bruder und Schwester Lapp hier. Wir hatten des Morgens Tauffest und tauften sieben Personen. Vier von diesen waren Leute von der ‚Home Mission Station'."

Der Untergang von Sodom und Gomorra bestätigt.

Unter den im Alten Testament erwähnten Stätten, die das Meer umgeben, gehören Sodom und Gomorra unter diejenigen, welche die Aufmerksamkeit in besonderem Grad auf sich gelenkt. Nicht allein ist der Ort, wo diese beiden sündigen Städte vom Zorn Gottes getroffen wurden, viel umstritten, auch über den Untergang von Sodom und Gomorra selbst, wie ihn die Bibel erzählt, sind dicke Bücher geschrieben worden, die entweder zu beweisen suchten, Sodom und Gomorra seien überhaupt sagenhafte Städte, oder die ihren Untergang auf das Hervorbrechen von Petroleumquellen zurückführen wollten, welche sich dann entzündet hätten, oder das Strafgericht Gottes sonstwie auf natürliche Weise zu erklären suchten.

Nach dem Bericht der Bibel befanden sich Abraham und Lot bei Bethel, zehn Meilen im Norden von Jerusalem, als sie sich trennten, „da hob Lot seine Augen auf, und besahe die ganze Gegend am Jordan. Denn ehe der Herr Sodom und Gomorra verderbete, war sie wasserreich, bis man gen Zoar kommt, als ein Garten des Herrn, gleichwie Aegyptenland." Nachdem aber der Herr Sodom und Gomorra mit Feuer und Schwefel vom Himmel herab zerstört hatte, berichtet die heilige Schrift weiter: „Und Lot zog aus Zoar und blieb auf dem Berg mit seinen beiden Töchtern; denn er fürchtete sich, zu Zoar zu bleiben, und blieb also in einer Höhle mit seinen beiden Töchtern."

Im März des vorigen Jahres hat nun die Yale-Universität in New Haven eine geographische Expedition nach dem Toten Meer veranstaltet. Dieser Expedition ist es gelungen, weiteres Licht in den biblischen Bericht über den Untergang von Sodom und Gomorra zu bringen. Besonders ist es Dr. Ellsworth Huntington, ein Mitglied der Expedition, der über eins der interessantesten Ergebnisse dieser Forschungsreise in „Harper's Magazine" schätzenswerte Mitteilungen macht. Vielfach hielt man bisher das heutige Djöhebel Usdum für das alte Sodom, aber jetzt glaubt Dr. Huntington, die wahre Stätte dieser interessanten Stadt gefunden zu haben. Als er die kleine Ruine von Suweimeh besuchte und hier zahlreiche kleine Lavastücke fand, war er überrascht, wie gut dieser Ort zu allen Einzelheiten der biblischen Erzählung paßt. Der Scheik, der ihn als Führer begleitete, erzählte ihm die Geschichte des alten Suweimeh oder Suweim, wobei er nur die Erzählung des Alten Testaments wiederholte. Der Name Suweim kann sehr wohl eine veränderte Form von Sodom sein. Die Stelle ist noch heute viel mehr mit Grün bewachsen als die andere Seite des Ghor; sie kann also in den Tagen Lots sehr wohl „der Garten des Jehova" gewesen sein, von dem die Bibel erzählt; denn damals war, wie die Erforschung des Toten Meeres deutlich erweist, das Klima Palästinas viel feuchter als es heute ist.

Als Dr. Huntington sodann die vulkanischen Verhältnisse des Bodens von Suweim untersuchte, fand er etwa zwei englische Meilen weit entfernt einen kleinen Vulkan von geologisch sehr jungem Datum. Von hier ging eine Lavaschicht aus, die das ganze Land zwischen den Ruinen von Suweim und Ghuweir bedeckte. Ghuweir kann als eine Korruption des biblischen Ortsnamens Zoar erklärt werden, wie die nahegelegene Stadt hieß, in die Lot floh. Ghuweir konnte jedoch von der Eruption des Vulkans, die Suweim zerstörte, nicht betroffen werden, da es durch dazwischen gelegene Hügel geschützt war, wohl aber konnte der Aschenregen bis hierher getragen werden. Die heutigen Ruinen von Ghuweir gehören zweifellos einer Zeit an, die nach der Ansicht der Erforscher mehrere hundert oder sogar ein- bis zweitausend Jahre später als die Periode Abrahams und Lots liegt.

In dem Gebirgswege, der ostwärts von dem benachbarten Ghuweir nach dem Plateau von Moab führt, entdeckte die Expedition zwischen Abu Hassan und Beth Peor an einem Ort, der heute El Ghuttar heißt, eine Felsenhöhle von etwa 20 Fuß Länge und 15 Fuß Breite, die oberhalb eines Quelles mit außerordentlicher Sorgfalt in den Fels gehauen ist, welche aus der Zeit der Patriarchen stammt und in der biblischen Erzählung eine Rolle gespielt haben mag. Zwei ihrer Fenster weisen das Flußtal hinab nach Zoar. Der Zugang zur Höhle liegt so, daß sie nur dadurch erreicht werden kann, daß man einige kleine Nischen, die in den Fels geschlagen sind, zum Aufstieg benutzt. In der ganzen Gegend gibt es keine zweite derartige Felsenhöhle, und Dr. Huntington hält sie daher für die Höhle Lots. Sein Schluß aus allem, was die Expedition vorgefunden hat, lautet dahin, daß der biblische Bericht über den Untergang Sodoms und Gomorras durchaus den Tatsachen entspreche.

Die Entdeckung dieser Höhle sowie die sonstigen Ergebnisse dieser Forschungsreise lassen die neue Lokalisierung von Sodom sehr wahrscheinlich erscheinen, wie überhaupt die von der Expedition festgestellten Veränderungen der Größe des Meeres wichtige Schlüsse auf die Lage der biblischen Stätten gestatten und die Erzählungen der Bibel vielfach in ein neues Licht rücken. So viel schon die ungläubige „Forschung" in ihrer Oberflächlichkeit und Dünkelhaftigkeit diese und jene Angaben der Bibel bezweifelt oder „abgelehnt" hat, so auffallend ist es, wie viel und oft gerade in den letzten Jahren eine gründlichere Forschung an Ort und Stelle noch heute biblische Berichte bestätigen kann.

— Aus Chr. Botsch. 1910.

Hat Jesus gelebt? — Jesus lebt!

(Aus der Zeit vor dem großen Kriege)

Eine Massendemonstration gegen den Unglauben in Berlin.

Berlin als politischer Mittelpunkt des deutschen Reichs ist auch Metropole des geistigen Lebens der Nation. Ja selbst für religiöse Fragen ist die deutsche Weltstadt aufs tiefste interessiert. Davon im Nachstehenden eine Probe.

Der Monistenbund hatte das Bedürfnis — wir wollen sagen, den glücklichen Einfall — in einem großen öffentlichen Saal vor einer auserwählten Versammlung dem Christentum den Todesstreich zu versetzen. Keine geringere Frage stand auf der Tagesordnung als die: War Jesus eine geschichtliche Persönlichkeit? Man ließ den Prof. Arthur Drews von Heidelberg kommen, u. der sollte die „Jesusmythe" gründlich aufdecken. Im Namen der Wissenschaft sollte das geschehen. Herr Drews kam und hielt seinen Vortrag, mit welchem er durch die deutschen Großstädte herumhausierte, vor der Elite des geistigen Berlins. Aber es standen gelehrte und angesehene Männer auf, die führten den Nachweis, daß Drews Unmögliches beweisen wolle. Und als man auseinanderging, hatte wohl mancher Versammlungsbesucher den Gedanken in sich, so ganz leicht ist es doch nicht, Jesu die geschichtliche Existenz abzusprechen! Der Monismus hatte noch weniger als einen Pyrrhussieg davongetragen. Die Hoffnung der Gottlosen aber wird verloren sein. Was man absolut nicht wollte, das ist gekommen. Der Goliath der „Wissenschaft" sollte dem Glauben den Grund unter den Füßen wankend machen und ihm den Spieß ins Herz bohren, statt dessen hat der Glaube ein mutiges Herz bekommen, und ist kühn zum Angriff geschritten. Wir lassen in den nachstehenden Mitteilungen den Brief der „Täglichen Rundschau" folgen, der für sich selber spricht.

Jesus lebt!

Die deutsche Reichshauptstadt hat gestern eine Kundgebung gesehen, wie sie Berlin wohl kaum schon erlebt hat; denn daß in dieser Zeit materieller Fragen und Kämpfe und politischer Demonstrationen noch solche Menschenmassen durch rein religiöse Interessen auf die Beine gebracht werden könnten, hatte gewiß mancher nicht gedacht, der die in der Stille wirkenden christlichen Kräfte nie bei ihrer Arbeit gesehen hat. Und auch sonst war die gestrige Kundgebung eine Ueberraschung für die weitere Oeffentlichkeit, die die Stärke der positivchristlichen Elemente in Berlin doch leicht unterschätzt.

Die nach dem Zirkus Busch einberufene Versammlung solle die Antwort des positiv-christlichen Berlins geben auf die Be-

hauptung des Professors Drews: Jesus habe nie gelebt. Die „Positiv-kirchliche Vereinigung von Berlin“, die Veranstalterin, hatte für 12 Uhr mittags eingeladen. Um 10 Uhr standen schon große Massen vor dem Zirkus. Allein auch die Polizei war schon zeitig auf dem Posten. Als sich gegen 10¾ Uhr die Tore öffneten, wurde der Eintritt nur „schubweise“ gestattet. In kurzer Zeit war der gewaltige Steinbau wie überflutet von Menschen. Um 11¼ sperrte die Polizei ab. Man saß eng gedrängt, hatte alle Stufen und Gänge besetzt, stand Kopf an Kopf auch in der Manege bis oben hinauf an das Dach. Im ganzen füllten sicherlich 7000 Menschen den Zirkus. So groß diese Ziffer war, noch größer war die Masse der Menschen, die noch kamen und den Bau belagerten und zu- und abströmten. Zuweilen geschah das etwas ungestüm. Die Polizei hatte in der Tat alle Mühe, dem Herandrängen standzuhalten. Es ist zweifellos, daß auch gewisse Elemente Einlaß begehrten, die aus anderen als religiösen Gründen gekommen waren und die sich nun in ihren Absichten anscheinend getäuscht sahen. In der Eröffnungsrede des Polizeirats v. Loebell mußte einer solchen Störung wegen eine kurze Unterbrechung eintreten. Die polizeiliche Absperrung war so gründlich und so ohne Unterschied der Person, daß viele bekannte Männer der Wissenschaft usw. ebenfalls draußen bleiben mußten. Sogar der Einberufer der Versammlung, Pastor Dietrich, wurde nicht mehr hereingelassen. Als vor dem Zirkus die Menge immer mehr anschwoll, ertönte der Ruf: Auf zum „Feenpalast“! Aber leider erwies sichs, daß dieser schon besetzt war! Da sandte der im Zirkus Busch anwesende Berliner Konsistorialpräsident Steinhausen, der auch Mitglied des Domkirchenkollegiums ist, den Reichstagsabgeordneten Dr. Burckhardt mit der Bitte an Exzellenz Dryander, den Dom öffnen zu lassen. Inzwischen war schon ein Abgesandter der kirchlich-sozialen Konferenz bei D. Dryander, und dieser war sofort bereit, eine Versammlung im Dom stattfinden zu lassen. Der Oberhofprediger begab sich mit dem Oberkonsistorialrat Dr. Nieders gleich selbst dorthin. Auf die Mitteilung rückte sofort eine große Menschenmasse zum Dome. Aber hier hatte Hofprediger Ohly noch eine Trauung zu vollziehen. Bis zum Schlusse kam es aber noch zu einer Kundgebung vor dem Dome. Die Menge stimmte an: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ Auf diese Klänge hin kamen freilich auch bald polizeiliche Verstärkungen. Man sang weiter: „Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart.“ Stadtmissionsinspector Pastor Le Seur, der aus dem Zirkus Busch herbeigeeilt war, sagte der Menge von einem Pfeilervorsprunge aus, daß man keine leeren Demonstrationen machen wolle — die überlasse man anderen! —, daß vielmehr unser ganzes Leben eine Demonstration für den Lebendigen sein solle. Da erschien ein Polizeioffizier und machte Pastor Le Seur darauf aufmerksam, daß dies unstatthaft sei. Nun wurde aber auch bald die Kirche geöffnet. Der Dom war im Nu bis zum letzten Plätzchen besetzt und mußte ebenfalls polizeilich abgesperrt werden. Die Draußengebliebenen verliefen sich bald.

Im Zirkus Busch

bot sich von der Rednertribüne ein imposantes Bild. Auf der Rednertribüne saß Konsistorialpräside Steinhausen mit Oberkonsistorialrat Dr. Crisolli, der Vorstand der positiv-kirchlichen Vereinigung, viele Geistliche, der Posaunenchor aus der Versöhnungsgemeinde u. a. An anderer Stelle befanden sich der Kultusminister v. Trott zu Solz mit seiner Gemahlin, der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Wirkl. Geh. Rat D. Voigts mit Gemahlin, die Ministerialdirektoren D. Schwartzkopff und v. Chappuis usw.

Das Publikum setzte sich aus allen Ständen zusammen. Verhältnismäßig stark war auch die Zahl der Offiziere. Die Menge bewahrte eine tadellose Haltung. Es herrschte tiefster Ernst und eine wahre Kirchenstille. Erst als bei der Rede von D. Philipps Zwischenrufe reizten, kamen Zustimmungskundgebungen auch während der Ansprache. Mit lebhaftem Beifall wurden alle Reden aufgenommen. Mächtig erklangen die gemeinsamen, von Posaunen begleiteten Gesänge, wie das Luther-Lied, und das vom alten Ernst Moritz Arndt: „Ich weiß, an wen ich glaube!“

Die fünf Reden behandelten das Gesamtthema: „Jesus lebt!“ und gaben im einzelnen Begründungen dazu.

Die Eröffnung und Leitung der Riesenversammlung hatte der Vorsitzende der Kirchlichen Vereinigung Polizeirat v. Loebell, der mit einer kurzen, kräftigen Ansprache einleitete und mit dem Bekenntnis schloß: „Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit!“ Dann sprachen Pastor Le Seur, Hofkammerrat Eismann, Lic. Mumm, Pastor Israel, D. Philipps und D. Faber.

Pastor Le Seur von der Stadtmission führte aus, Gottes Wort selbst bezeuge historisch das Leben Jesu. Es sei für den christlichen Glauben wenig maßgebend, ob auf der einen Seite die Forschung nach dem historischen Jesus das Idealbild des Herrn verzerrt, oder ob auf der anderen Seite von sogenannten Idealisten die lebende Persönlichkeit des Heilands der Idee geopfert worden sei. Die Hauptbriefe Pauli, die selbst Professor Drews anerkennen müsse, sprechen so lebendig zu uns von der Person Jesu, daß es, gelinde gesagt, Torheit sei, an ihrer Wahrheit zu zweifeln.

Hierauf ergriff Hofkammerrat Eismann das Wort. Er schilderte an Vorgängen aus seinem eigenen Leben die Wunder, die der Glaube an Jesus in jedem, den es danach verlange, zu erzeugen imstande sei. Daß der Heiland lebe, bestätige die persönliche Glaubenserfahrung. Lizentiat Mumm wies hin auf die ungeheure Erregung der Gemüter, die der Drewssche Vortrag und die darauf folgenden Debatten in einer ungezählten Menge ausgelöst haben. Spräche man oft von einem „roten Sonntag“ in Berlin, so sei der heutige ein „schwarzer Sonntag“ in des Wortes ernstester und würdigster Bedeutung, ein Tag, der Zeugnis davon ablege, daß Gott noch ein großes Volk hat, auch in unserer Reichshauptstadt. Im öffentlichen Leben merkt man es, daß Jesus lebt. Nun betrat Pastor Israel von der Matthäikirche die Rednertribüne, um den Beweis zu erbringen, daß mit dem Glauben an das Leben Jesu die christliche Kirche stehe und falle. Kompromisse gebe es hier nicht. Als letzter sprach Pastor D. Philipps vom Plötzenseer Johannisstift. Er eröffnete (im Gegensatz zu den andern Sprechern) eine scharfe Polemik gegen die „radikale Theologie,“ der Drews und seine Anhänger die „Narrenkappe“ aufgesetzt hätten, und meinte, das Volk Gottes in Berlin müssen Herrn Drews dankbar sein dafür, daß er die Massen wieder interessiert habe für die ernstesten Fragen des Seins, für die der Religion.

Der Generalsuperintendent von Berlin Propst D. Faber erhob sich darauf zu einem herzlichen und eindringlichen Schlußgebet, in dem er Vergebung erbat auch für die, die des Heilandes Leben verneinen; so klug sie auch sind, sie wissen nicht, was sie tun!

Mit Gesang klang die große Kundgebung aus.

Im Dom

fand zu gleicher Zeit die zweite Versammlung statt. Hofprediger Ohly sprach ein Eingangsgebet, dann kamen alle die Redner, die im Zirkus Busch gesprochen hatten, zu Wort. In Hofkammer-Rat Eismann stand übrigens ein Laie auf der Domkanzel. Erhebend war es, als nach der Rede von Liz. Mumm auf seine Aufforde-

rung die Versammlung gemeinsam den 2. Artikel bekannte: „Ich glaube an Jesum Christum" usw. Im Dom ergriff auch Oberhofprediger D. Dryander das Wort. Er bezeichnete die Frage, ob Jesus gelebt habe, als das Zeugnis einer sich selbst überschlagenden Kritik. Sie aufwerfen, heißt nichts anderes, als wenn man von einem alten Dome, der Jahrhunderte steht und in dem sich die Menschen jahrhundertelang erbaut haben, auf einmal erklärt: Der stehe seit Jahrhunderten in der Luft und habe keine Fundamente. Behaupten: Jesus habe nicht gelebt, heißt: ein Wunder durch eine Unglaublichkeit erklären. Da halte ich's lieber mit dem Wunder, als mit der Unglaublichkeit. Für uns kommt es darauf an, daß wir uns zu ihm bekennen und eine Erfahrung von ihm haben, daß er das lebendige Haupt der Kirche und Gemeinde sei. D. Dryander führte das dann näher aus. Möchten auch wir auf die Frage: Bist du deines Herrn und Heilandes gewiß? die Hand aufs Herz legen und sprechen können: Certissimus! Unerschütterlich gewiß!

Nach dem Schlußgebet von D. Philipps stimmte die Gemeinde auf eigenen Entschluß an: „Die wir uns allhier beisammen finden", das bekannte Lied Zinzendorfs. Wblatt.

Welch ein Königreich hat Christus? Auf Erden hat er kein irdisches Königreich, sondern ein geistliches Gnadenreich in seinen Gläubigen. Aber ein himmlisches Reich der Herrlichkeit besitzt er, wohin er endlich alle seine Gläubigen einführen wird.

Die enorme Rückwanderung.

Bisher ist einer Folge des Krieges in Amerika fast gar keine Beachtung geschenkt worden und doch ist sie so schwerwiegend, daß sie viel zur Unrast der Arbeiter in den Vereinigten Staaten beiträgt. Es ist die starke Rückwanderung der Italiener, Polen, Böhmen, Jugo-Slovenier usw. Das ist in unserem Lande eine ungewöhnliche Erscheinung. Vor dem Weltkriege waren wir stolz auf unsere große Einwanderung, da wir in derselben einen Beweis für die gewaltigen Erwerbsgelegenheiten in den Ver. Staaten erblickten und die Einwanderer mit Vertrauen auf unsere politischen und sozialen Einrichtungen blickten. Erst vor etwa sechs Monaten wurde dem Bundescongreß eine Gesetzesvorlage zur Aufnahme vorgelegt, die jede Einwanderung in die Ver. Staaten auf vier Jahre verbieten sollte, weil befürchtet wurde, daß dieses Land nicht so viele Menschen ernähren würde können.

Jetzt hat die ganze Angelegenheit sich gerade ins Gegenteil gedreht und im Bundescongreß spricht man nicht mehr von jenem Gesetze. Immer stärker wird die Rückwanderung, und auch der Versuch, dieselbe durch hohe Besteuerung einzudämmen, hat nicht abschreckend auf die Amerikamüden gewirkt. Die Bundesregierung hat erst ganz kürzlich an den Congreß einen amtlichen Bericht eingeschickt, in dem es ausdrücklich heißt, daß gegenwärtig 50,000 Menschen im Besitz des vorgeschriebenen Erlaubnisscheines sind und nur auf Fahrtgelegenheiten warten, dieses gesegnete Land so schnell als möglich zu verlassen. Alle Passagierdampfer nach Europa sind überfüllt mit Rückwanderern und wenn eine genügende Anzahl Schiffe vorhanden wäre, würde die Welt die allergrößte, hastigste und unerhörteste Völkerwanderung in den nächsten Monaten erleben, seit sie besteht.

Sogar der Arbeitssekretär Wilson in Washington, D. C., ist durch dieses Phänomen beunruhigt worden und hat in den Industriegegenden des Landes Erhebungen anstellen lassen, aus welchen Ursachen die starke Rückwanderung eingesetzt hat, mit dem Ergebnis, daß die Eingewanderten aller Nationalitäten, wie Griechen, Rumänen, Italiener, Tschechen, Ungarn, Oesterreicher, Litthauer, Polen, usw., von einer großen Sehnsucht nach ihrer alten Heimat mächtig erfaßt sind. Es scheint eine Art patriotischer Leidenschaft zu sein — ein Wahn, der diese Menschen der Ruhelosigkeit plötzlich gepackt hat. Der Zufall brachte sie nach Amerika, ein Wahn führte sie wieder zurück über Meere, durch zerstörte Städte und verwüstete Gegenden, zurück in die Unordnung und Friedlosigkeit der europäischen Länder.

Eine Rückwanderung von meistenteils sehr fleißigen Arbeitern ist selbst für die Ver. Staaten keine zu übersehende Kleinigkeit. Diese Arbeiter waren bisher die Hauptquelle der Reichtümer dieses Landes. Mit ihren stählernen Muskeln, mit ihrer zähen Ausdauer und stumpfen Geduld machten sie die vielen natürlichen Hilfsquellen der Ver. Staaten nutzbar und belebten den Handel, die Industrien und die schweren öffentlichen Bauten und Arbeiten. Man versucht durch hohe Arbeitslöhne, die vor vier Jahren noch als unmöglich galten, der Rückwanderung Einhalt zu gebieten, aber alles scheint vergebens zu sein. Sollten diese Auszügler Prophetengabe und böse Ahnungen haben?

— Volkspost.

Aus alter Zeit.

In der alten Stadt Rouen lebte vor 250 Jahren ein Handelsmann mit Namen Gaspard de Foix. Das Haus, das er bewohnte, stand vor 60 Jahren noch; es lag an der engen Straße, an deren einem Ende ein Teil der berühmten Kathedrale und ein erzbischöflicher Palast steht, während am anderen Ende der „alte Markt" sich befindet. Das Haus, ein Riegelbau mit altersbraunem Holzwerk, war mehrere Stockwerke hoch, welche wie eine umgekehrte Treppe übereinander vorsprangen.

Gaspard de Foix hatte im Erdgeschoß noch denselben Mützen- und Strumpfladen inne, den sein Urgroßvater hundert Jahre vorher geführt hatte. Es war ein kleiner, düsterer Raum, über deren Eingang an der Straße ein grell gemaltes Bild der Jungfrau von Orleans auf dem Scheiterhaufen prangte. Es zog die Vorübergehenden an und munterte manchen zum Einkauf auf, der sonst vielleicht den Laden kaum beachtet hätte.

Hinter dem Laden war eine dunkle Stube, deren Einrichtung auch von dem Vorfahren stammte und durch einige besondere Stücke einen bescheidenen Wohlstand verriet.

Gaspard war ein guter Geschäftsmann und hielt sein Haus in Ehren; höher aber als Haus und Geschäft stand ihm eine Bibel, die einst seinem Urgroßvater von einem holländischen Geschäftsfreund, der an der Seine Handel trieb, geschenkt worden war. Es war eine in Leder gebundene, schöne und wertvolle Ausgabe der Heiligen Schrift, die wie ein Kleinod gehütet wurde.

Gaspard verdankte seine Bildung und seine Kenntnisse einer der kleinen Winkelschulen seiner Vaterstadt und der gründlichen Erlernung des von den Vorfahren betriebenen Berufs. Seine Erholung aber war das in seinem Hause verborgene Buch, das ihm täglich teurer und unentbehrlicher wurde; es war ihm eine köstliche Fundgrube herrlicher Gedanken, ein Mittel zu heilsamem Forschen; es gab seinem Geiste neue Anschauungen und erfrischte täglich sein ganzes Wesen. Kein Tag verging, wo er sich nicht, wenn auch manchmal nur für kurze Zeit, in eine stille, obere Kammer zurückzog, einen Abschnitt zu lesen oder sich vorlesen zu lassen und sich und die Seinen zu ermahnen.

Ueber vieles ging ihm ein neues Licht auf; namentlich e i n Gegenstand beschäftigte sein Nachdenken: die Art, wie in seinem Lande der Sonntag zugebracht wurde. Aber von seiner ersten Vermutung an, dieser Tag werde nicht recht begangen, bis zum vollen Verständnis und zur festen Ueberzeugung verging eine lange Zeit. Mit Wehmut sah er, daß der Sonntag von morgens 8 Uhr an, wo die erste Messe aus war, hauptsächlich dem Vergnügen gewidmet war, daß er aber auch als Hauptgeschäftstag galt. In Scharen strömten die Landleute in die Stadt, Einkäufe zu machen. Auf den öffentlichen Plätzen war Tanz und vielerlei sonstige Belustigung. Alle Schenken waren voll Trink- und Schaulustiger. Man nahm schon die kleinen Kinder mit und kaufte ihnen allerlei Naschwerk.

— Fortsetzung folgt.

Wenn aber jemand kämpft, so wird er nicht gekrönt, wenn er nicht gesetzmäßig kämpft.

Die spanischen Brüder.

Von D. Alcock.

Fortsetzung.

Er suchte eine Zusammenkunft mit Fray Constantino u. erbat sich von ihm ein Empfehlungsschreiben an den kaiserlichen Einsiedler von St. Jue, dessen Kaplan und persönlicher Günstling der Kanonikus einst gewesen. Doch der berühmte Prediger, der andrer Fehler so mild und großherzig zu verzeihen wußte, zögerte, die Bitte zu gewähren. Er stellte Carlos vor, Seine kaiserliche Majestät werde sich nicht in die Zurückgezogenheit begeben haben, um Vergünstigungen suchende Bittsteller zu empfangen und eine Reise nach St. Juste werde aller Wahrscheinlichkeit nach schlimmer als nutzlos ausfallen. Carlos erwiderte ihm, er habe die Schwierigkeit des Falles nach jeder Richtung erwogen; sein Verfahren erscheine aber nur deshalb absonderlich, weil die Umstände es ebenfalls seien. Er glaube, daß sein Vater, der bereits vor seiner Geburt gestorben sei, sich einer besonderen Beachtung Sr. Kaiserlichen Majestät erfreut habe und er hoffe sicher, um seinetwillen werde man geneigt sein, ihm einige Freundlichkeit zu erzeigen. Jedenfalls sei er sicher, durch den Majordomus Don Luis Quirada, Lord von Villa garcia, der ein Freund seines Hauses sei, vorgelassen zu werden. Was er durch Güte Sr. Kaiserlichen Majestät zu erlangen wünsche, sei eine Anstellung als Lateinsekretär oder ein ähnlicher Dienst, und die Talente, die er hoffentlich besitze, könnten ihn dabei gut unterstützen und ihn befähigen, wenn auch in bescheidener Art, die Stellung wozu ihn seine Geburt berechtige, auszufüllen. Denn ob er gleich schon Licentiat der Theologie sei und gute Aussichten in der Kirche habe, wünsche er nicht die Weihen zu empfangen, weil er sich zu verheiraten gedenke.

Frater Constantino fühlt Sympathie mit dem jungen Mann; wenn das Gerücht wahr spricht, weil er sich einst in ähnlicher Lage befunden. So wählte er denn den Ausweg, ihm eine Empfehlung allgemeinen Inhalts zu geben, worin er so warm als möglich von der Begabung und dem untadelig feinen Anstand des jungen Mannes redete, wie sie ihm in den neun oder zehn Monaten seiner Bekanntschaft mit ihm erschienen waren. Obwohl Carlos seinem Lehrer nur eine geringe und in letzter Zeit fast erlöschende Aufmerksamkeit gewidmet hatte, befähigte ihn sein natürlicher, heller Verstand, fester auf seinem Grund zu stehen als mancher weit fleißigere Student. Er steckte des Fraters Brief dankbar zu den vielen Lobschreiben der Doktoren und Professoren von Alcala, welche er schon besaß.

Alle diese verschloß er sorgfältig in ein Kästchen von Cedernholz, das seinerseits einem Reise-Mantelsack anvertraut wurde, mit einem hübschen Vorrat von Kleidern, deren Stoffe zwar seinem Rang entsprechend fein, die an Farbe und Schnitt jedoch bescheiden gewählt waren. Sodann setzte er seinen Onkel in Kenntnis, daß es vor seiner Ordination notwendig sei, besonders da sein Bruder abwesend, eine Reise nach dem kleinen Stammgut zu machen, um dort nach dem Rechten zu sehen.

Sein Oheim stimmte dem Plan ohne Argwohn zu und bestand darauf, ihm eine bewaffnete Begleitung nach Nuera mitzugeben, wohin er wirklich zuerst gehen wollte.

Die Entzauberung.

Die Reise von der Stadt der Orangen nach den grünen Abhängen der Sierra Morena hätte für Don Carlos Alvarez eine entzückende sein müssen. Sie war auch von süßer Hoffnung verklärt. Er hegte kaum einen Zweifel am völligen Gelingen seiner Pläne und der daraus folgenden Erfüllung seiner Wünsche. Er glaubte schon die weiche Hand der Donna Beatriz in der seinen zu fühlen und mit ihr vor dem Hochaltar der großen Cathedrale zu stehen.

Doch im Verlauf der Tage nahm das helle Licht in seiner Seele ab und ein sich mehr und mehr vertiefender, deutlicher Schatten senkte sich an dessen Stelle. Endlich war seine Heimat erreicht und er durchritt das kleine Gehölz von Korkbäumen, wo er und Juan als Kinder gespielt hatten. Als sie dort zum letzten Mal gewesen, hatte der Herbstwind die entfärbten welken Blätter auf ihren Weg gestreut. Jetzt sah man durch frisches grünes Laub den tiefblauen Sommerhimmel. Obgleich nicht viel älter als zwanzig, fühlte sich Carlos in diesem Augenblick alt und lebenssatt, wünschte sich in die Zeit seiner kindlichen Spiele mit dem Bruder zurück, denn niemals würde er sich ihm gegenüber wieder wohl fühlen.

Diese traurigen Betrachtungen wurden indes bald durch die freudige Begrüßung der Hunde verscheucht, die ihn, aus dem Burghof herstürzend, mit ungestümem Lärm bewillkommneten. Da waren sie alle — Pedro, Zina, Pepe, Grullo, Butron. — Juan hatte den Namen für jeden einzelnen ausgesucht. Dort am Tor standen Diego und Dolores, bereit, ihn von Herzen froh zu empfangen. Er warf sich vom Pferd, schüttelte seinen alten, treuen Hausangehörigen die Hände und beantwortete ihre liebevollen und doch bescheidenen Erkundigungen nach seinem und Don Juans Ergehen. Dann streichelte er die Hunde, fragte nach jedem Einzelnen der übrigen Dienerschaft, deren Namen er alle kannte, gab die Befehle zur angemessenen Aufnahme seiner Schutzgarde und begab sich langsam in die große einsame Halle.

Da seine Ankunft eine unerwartete war, übergab er nur Diegos Händen seinen Reisemantel und nahm Platz, um geduldig zu warten, bis die stets sich viel Zeit nehmenden Diener für seine Bequemlichkeit gesorgt haben würden. Dolores erschien bald mit einer Flasche Wein, nebst Brot und einigen Trauben; das sollte aber nur eine „Merianda", ein leichtes Vesperbrot sein, welches sie ihrem jungen Herrn hinstellte, bis sie ihm ein gutes, passendes Abendessen bereiten könnte. Carlos verbrachte eine halbe Stunde, ihre Neuigkeiten aus dem Dorf und dem Haushalt anzuhören, und fühlte sich bedrückt, als sie das Zimmer verließ und er wieder seinen Gedanken nachhängen konnte. Alles, was ihm in die Augen fiel, erinnerte ihn an seinen Bruder. Da hing die Armbrust, womit Juan in früheren Tagen so tapfer Krähen und Spatzen bekriegt hatte. Da lagen Rappiere und Stöcke, mit denen sie so oft gefochten und gespielt, wobei Juan trotz seiner unzweifelhaften Ueberlegenheit stets dem schüchternen, linkischen Bruder so viel Geduld bewies. Auf jene Bank hatte er mit einem Jagdmesser seinen vollen Namen eingeschnitten, auch den mit seinem Vater erloschenen Titel: „Conde de Nuera" beigefügt.

Die durch diese Dinge hervorgerufenen Erinnerungen störten ihn; er suchte sie auch abzuschütteln. Gern hätte er sich zu seiner liebsten Beschäftigung, dem Lesen, geflüchtet, aber es gab kein Buch im Schlosse, soviel er wußte, außer seinem mitgebrachten Brevier. In Ermangelung eines geeigneteren Zeitvertreibes ging er dann endlich in den Pferdestall, nach den Rossen zu sehen und mit den Leuten zu plaudern, die sie besorgten und fütterten.

Spät abends meldete ihm Dolores, daß das Abendessen bereit sei, und daß es in dem kleinen Nebengemach aufgetragen stehe, welches Sennor Don Carlos wohl an Bequemlichkeit der großen Halle vorziehen würde.

Dieses innere Gelaß schien noch mehr als die Halle von Juans schattenhafter Gegenwart erfüllt. Doch gewöhnlich hatten sich die Brüder hier nur bei Taglicht aufgehalten; jetzt verhüllte ein Tapetenvorhang das Fenster; eine silberne Lampe warf ihren Schein auf den wohlbesetzten, schneeig weißgedeckten Tisch mit dem einsamen Teller. Eine Mahlzeit für eine Person allein mag noch so ausgesucht sein, sie hat immer etwas Schauerliches; sie scheint nur unser gewöhnlichstes Naturbedürfnis und nichts anderes befriedigen zu sollen. Carlos suchte diesem niederdrückenden Einfluß durch den Flug seiner Phantasie zu entgehen und träumte sich in die Zeit, da er reich genug sein würde, diese halbverfallene Heimstätte neu herzustellen und auszustatten. Er malte sich angenehme Bilder aus, wie in der großen Halle lange, mit einer Fülle von Herrlichkeiten beschwerte Tafeln stehen würden, bestimmt für eine Gesellschaft heiterer Gäste, denen das süße Antlitz der Donna Beatriz ein Willkommen entgegenlächeln würde. Wie eitel waren solche Einbildungen! Das Schloß gehörte schließlich Juan, nicht ihm. Ja, wenn nicht etwa diese und andre Schwierigkeiten durch Juans Tod auf einem französischen oder flämischen Schlachtfeld gelöst würden! Aber diesen Gedanken konnte er nicht ertragen. Es wurde ihm übel, er schob seinen Teller mit der gebratenen Taube beiseite und schickte ohne Rücksicht auf die Gefühle der guten Dolores ihr aus süßen, in Honig getauchten Butterküchlein bestehendes Dessert ungekostet zurück — er sei müde, sagte er und wolle gleich zur Ruhe gehen.

Es dauerte lange, ehe Schlaf in seine Augen kam; und als er endlich einschlief, schwebten ihm noch seines Bruders dunkle, vorwurfsvoll blickende Augen vor. Bei Tagesanbruch erwachte er wie aus einem Fiebertraum aufgeschreckt; es war ihm, als stehe Juan bleich und geisterhaft neben seinem Bett, als lege er die Hand auf seinen Arm und spräche feierlich: Nun gieb mir das Juwel, das ich dir anvertraute. Weiter zu schlafen war nicht möglich. Er stand auf und ging in die frische Luft hinaus. Nichts regte sich noch. Alles draußen war lieblich: der schwache Perlenglanz, das erste Rot am ruhigen Morgenhimmel, der silberne Tau, der seine Füße netzte. Doch den Sturm seines Inneren fachte diese Ruhe der äußeren Welt nur noch mehr an. Er kämpfte einen heftigen Kampf mit dem aufsteigenden Gedanken: „Es wäre am Ende besser, dies nicht zu tun!" Und trotz des Aufschreis seiner Leidenschaft gewann sich der Gedanke Gehör; es war als schriee es laut in ihm: „Es ist am Ende besser, Juan nicht zu verraten!" — Und Beatriz für immer aufzugeben? Für immer? — Er wiederholte sich das fort und fort.

Fortsetzung folgt.